

1 – Einleitung

Die vorliegende Arbeit fand ihren Ausgangspunkt in Beobachtungen diachroner Sprachentwicklungen des Deutschen, die Erinnerungen an das Muster rezessiver Vererbung gemäß der genetischen Vererbungslehre, die im Wesentlichen auf Gregor Mendel zurückgeht (s. Mendel 1866), wecken. Diese Beobachtungen boten den Anlass, das sprachliche Phänomen intensiv hinsichtlich seiner Parallelen zum rezessiven Vererbungsmuster¹¹ zu untersuchen. Es zeigte sich, dass tatsächlich ausreichend Parallelen bestehen, um Modelle und Termini der Biologie auf Sprachbetrachtungen übertragen zu können; dabei war angesichts der offenkundigen Unterschiede zwischen biologischen und sprachlichen Systemen nicht zu erwarten, dass biologische Begrifflichkeiten unverändert in der Linguistik Anwendung finden konnten, vielmehr bedurfte es sinnvollerweise Anpassungen an den Untersuchungsgegenstand Sprache. Nichtsdestoweniger machen die Ergebnisse dieser Arbeit deutlich, dass zwischen biologischen und sprachlichen Systemen durchaus nennenswerte Schnittmengen bestehen. Insofern knüpft sie insbesondere an die Biolinguistik an, die die Verbindung zwischen Biologie und Linguistik nicht nur im Namen ihrer Disziplin trägt, sondern auch in das Zentrum ihres Interesses stellt (s. einführend in die Biolinguistik etwa Boeckx/Grohmann 2013a).

Allerdings sei betont, dass diese Arbeit nur ihren „Ausgangspunkt“ in der Untersuchung von Parallelen zwischen biologischen und sprachlichen Systemen fand und an die Biolinguistik lediglich „anknüpft“. Denn tatsächlich versteht sie sich als informations- und systemlinguistischer Beitrag und eben nicht als biolinguistischer. Dies ist darin begründet, dass, wie wir sehen werden, die beobachteten Parallelen weder ausreichend Anlass bieten um sprachliche Systeme als Untermenge biologischer noch um – umgekehrt – biologische Systeme als Untermenge sprachlicher Systeme zu verstehen. Vielmehr wird das in beiden

¹¹ *Rezessives Vererbungsmuster* meint hier den Umstand, dass Allele, die in der Parentalgeneration an der Ausprägung eines Phänotyps beteiligt sind, in einer ersten Nachkommengeneration rezessiv sind – also den Phänotyp nicht mitgestalten –, aber in einer zweiten Nachkommengeneration (man könnte sie umgangssprachlich als „Enkelgeneration“ der Parentalgeneration bezeichnen) erneut die Gestalt des Phänotyps mitbestimmen (vgl. etwa Graw 2015: 462-466). Eine detaillierte Erläuterung dieser Zusammenhänge und Klärung der Termini wird innerhalb der einleitenden Kapitel dieser Arbeit noch erfolgen.

Bereichen beobachtete „Rezessivitätsmuster“ als gemeinsame Schnittmenge verstanden, die eine Untermenge einer größeren Schnittmenge darstellt, welche sich als weder biologisch noch linguistisch, sondern informations- und systemwissenschaftlich greifen und dabei eher eine mathematische oder physikalische Nähe oder gar Basis vermuten lässt. Aus diesem Grund ist auch das in dieser Arbeit herausgearbeitete „allgemeine Rezessivitätsmuster“ nicht als Erweiterung des entsprechenden biologischen Vererbungsmusters zu begreifen, sondern als dessen Fundament, von dem das biologische Vererbungsmuster selbst nur eine Ableitung darstellt; letzteres gilt ebenso für das hier vorgestellte linguistische Rezessivitätsmodell. Ferner wird sich hinsichtlich dieses Modells vor allem die Veränderlichkeit von Wahrscheinlichkeitsverteilungen innerhalb der informativen Struktur sprachlicher Systeme als wesentlich erweisen.

Rezessivität kann – sowohl in der Form, wie sie hier für Sprache angenommen werden wird, als auch in der Weise des rezessiven Vererbungsmusters – als Spezialfall der Informationserhaltung oder gar Informationstransmission bezeichnet werden und ist dabei zugleich – wie sich in den späteren Ausführungen an zahlreichen Stellen zeigen wird – von Funktionsweise und Struktur des Systems, in dem sie erfolgt, abhängig. Des Weiteren ließen sich vermeintliche Probleme des Rezessivitätsmodells und dessen Anwendung auf Sprache durch die Integration eines probabilistischen (also wahrscheinlichkeitstheoretischen) Ansatzes lösen.

Es ist daher vorab festzuhalten, dass das in dieser Arbeit vorgestellte Modell auf einer interdisziplinären Arbeitsweise fußt: So werden etwa biologische, d.h. vor allem evolutionstheoretische und genetische, informations- und systemtheoretische, zuletzt sogar physikalische sowie natürlich linguistische Ansätze aufgerufen und miteinander harmonisiert. Das Ziel dieser Arbeit besteht daher auch weniger in der Bereitstellung neuer Erkenntnisse für all diese Disziplinen, sondern vielmehr in deren Verknüpfung im Sinne der Linguistik; letztere ist die maßgebliche Disziplin und Zielobjekt aller hiesigen Ausführungen und kann daher im Rahmen dieser Arbeit als Knotenpunkt der anderen hergezogenen Disziplinen gelten. Dies mag auch deshalb wenig verwundern, weil all diese Disziplinen bereits in unterschiedlicher Form in linguistische Arbeiten integriert worden sind, obgleich manche von ihnen – wie etwa der probabilistische Ansatz – nach wie vor als nicht einheitlich ausgearbeitet oder gar als vernachlässigt gelten können, da ihnen bisher nur in einem Bruchteil linguistischer Arbeiten eine relevante Rolle zukommt. Umso erfreulicher ist es aber, dass andere Bereiche – wie namentlich die Biolinguistik mit ihren sprachevolutionären Ansätzen – zunehmend Anerkennung erfahren (vgl. etwa Boeckx/Grohmann 2013b). Und

wie die Geschichtswissenschaft nur vor dem Hintergrund der Entwicklungsgeschichte des Menschen, derer die „Geschichte“ (im Sinne einer Kultur-, Politik- und Zivilisationsgeschichte) nun einmal Teil ist, bestehen kann, so kann auch die Historiolinguistik¹² niemals entgegen, sondern idealerweise gar gemeinsam mit den Erkenntnissen der Sprachevolutionsforschung erfolgreich sein. Man mag Sprache dabei als historisch gewachsen betrachten, aber alles Historische bleibt schließlich ein Subprozess größerer, etwa in der Biologie oder der Physik beschriebener Prozesse. Da nämlich wiederum die Sprachevolution mit der Entwicklungsgeschichte des Menschen und diese mit der (biologischen bzw. „darwinischen“) Evolution an sich, also der Biologie verbunden ist, aber auch biologische Abläufe nur im Rahmen der Gesetzmäßigkeiten, die die Physik und mitunter die Mathematik beschreiben, möglich sind, ist zuletzt auch die Sprachwissenschaft nur naturwissenschaftlich und im Austausch mit anderen Wissenschaften vollends zu begreifen.¹³ Wenn es mit dieser Arbeit gelingt, auch nur

¹² Die Bezeichnung *Historiolinguistik* sei in dieser Arbeit einer Bezeichnung wie *historische Sprachwissenschaft* vorgezogen, um Verwechslungen zu vermeiden: *Historiolinguistik* macht deutlicher, dass ihr Gegenstand linguistische Untersuchungen historischer Zustände ist, als *historische Sprachwissenschaft*, da letzteres auch leicht zu der Annahme verleiten könnte, man untersuche sprachwissenschaftliche Forschung, die in der Vergangenheit absolviert wurde.

¹³ So sind kognitive Prozesse beim Menschen etwa nicht ohne biochemische und physikalische Prozesse im menschlichen Gehirn erklärbar, wo auch menschliche Sprache verortet wird (obgleich man eine solche, „absolut“ klingende Lokalisierung hierbei als Simplifizierung zum besseren Verständnis begreifen mag). Lautsprachliche Äußerungen wiederum sind auf akustische (d.h. physikalische) Übertragungen angewiesen, um vom Sender zum Empfänger zu gelangen, wo sie gemeinhin über die Schnittstelle der Ohren ihren Weg in den menschlichen Kognitionsapparat finden. Historische Prozesse sind ebenfalls als Konsequenzen derartiger, vor allem physikalischer Phänomene zu verstehen: Sei es das Klima, das wohl bedingte, dass sich Menschen eher in gemäßigten Zonen oder fruchtbaren Flussniederungen anzusiedeln begannen, das die Verbreitung des *Homo sapiens* über Landbrücken, die aufgrund eines eiszeitlich bedingt niedrigeren Meeresspiegels entstanden, begünstigte; seien es die Stürme, die 1588 der spanischen Armada zusetzten und Englands Aufstieg zur Weltmacht womöglich begünstigten, sei es die Tabakdose, die in der Schlacht von Kunersdorf 1759 Friedrich II. von Preußen das Leben gerettet haben soll, als eine Kugel an ihr abprallte – all dies sind keine Zufälle, sondern Konsequenzen naturwissenschaftlich beschreibbarer Gesetzmäßigkeiten (denkbar wäre hierbei allenfalls, diese Gesetzmäßigkeiten selbst als zufällig entstanden zu vermuten). Weder den Menschen der Vergangenheit noch der Gegenwart und auch nicht dem, was wir unter „Sprache“ verstehen, ist es nach heutigem Stand der Wissenschaft möglich, gegen Naturgesetze zu verstoßen. Nur eingedenk dieses Basiskonsenses lässt sich Linguistik, lässt sich Wissenschaft überhaupt zielführend betreiben, vor allem dann, wenn sie die heute mitunter willkürlich, künstlich und fahrlässig anmutenden „Fachgrenzen“ streift oder

einen bescheidenen Beitrag zu diesem Austausch zu leisten, so möchte ich sie trotz etwaiger Zweifler, die sie hinsichtlich einzelner Punkte womöglich auf den Plan rufen mag (was bei einem Vorhaben wie der Einführung einer einheitlichen Terminologie kaum vermieden werden kann), als gelungen betrachten.

Es wird sich zeigen, dass das hierbei erzielte Ergebnis in keinem Widerspruch zu allgemein anerkannten Wissensständen der Linguistik steht; vielmehr fügt sich das Rezessivitätsmodell in bisherige Theorien ergänzend und bereichernd ein – insbesondere im Bereich der Psycho- und der Historiolinguistik. Bei aller Theorielastigkeit ist das Modell zudem offen gestaltet für die Einbeziehung situativer, kontextualer oder pragmatischer Faktoren.

Ein Problem hinsichtlich des Aufbaus der Arbeit und ihrer Argumentationsstruktur liegt in der Interdependenz, in der unterschiedliche sprachliche Ebenen wie die phonologische, die lexikalische oder die syntaktische zueinander stehen, begründet. Da der Versuch unternommen wird, das Rezessivitätsmodell bestmöglich anhand dieser verschiedenen Ebenen zu erarbeiten sowie auf sie anzuwenden, bewirkt besagte Interdependenz, dass das Verständnis von Teilaspekten des Rezessivitätsmodells, ein Verständnis anderer Teilaspekte zwar stets begünstigt, aber auch erfordern kann (gerade dort, wo es um das Zusammenspiel zweier oder mehrerer sprachlicher Ebenen geht); zudem erwies sich dementsprechend auch die Festlegung einer Argumentationsreihenfolge mitunter als schwierig. Dem Problem wird begegnet, indem die Argumentation grundsätzlich aufeinander aufbauend erfolgt, aber dort, wo im weiteren Verlauf etwa terminologische Anpassungen, Ausdifferenzierungen oder zusätzliche Verknüpfungen notwendig werden, darauf bereits vorab mittels einer Fußnote oder Ähnlichem hingewiesen wird. Zudem findet sich im Anhang dieser Arbeit ein Glossar, in dem die zentralen Termini des Rezessivitätsmodells in alphabetischer Reihenfolge gelistet und definiert sind – es kann vor oder nach der Lektüre, aber eben auch begleitend und unterstützend herangezogen werden, wie es einer Leserin bzw. einem Leser am nützlichsten erscheint.¹⁴

Es liegt in der Natur eines Modells, das aus den Erkenntnissen verschiedener Wissenschaften und Disziplinen abgeleitet ist und das gleichsam für viele Disziplinen der Linguistik mehr oder weniger umfangreiche Aussagen zu treffen scheint, dass eine vollumfängliche Diskussion aller relevanten Diskurse all die-

überschreitet. Jede anderslautende Einschätzung ist angesichts des bisherigen, umfangreichen und sich ineinanderfügenden Wissens zunächst in der Beweisspflicht.

¹⁴ Sollten Sie den Text digital vorliegen haben, ist zudem die Suchfunktion des Programms, mit dem Sie das Dokument geöffnet haben, ein oft hilfreiches Orientierungstool.

ser Disziplinen weder bei der Formulierung noch bei der Überprüfung des Modells in einer einzelnen Arbeit wie dieser geleistet werden kann. Die Lesenden mögen dies verzeihen; für Anregungen, welche Ansätze oder Aspekte als künftig noch besonders dringend zu besprechen erscheinen, kann man daher nur dankbar sein.

Die Arbeit gliedert sich in vier Großbereiche: einleitenden Ausführungen (Kapitel 1), einer umfassenden Erarbeitung des Rezessivitätsmodells an sprachlichem Material (Kapitel 2), der Besprechung einiger Beispiele aus der Sprachgeschichte des Deutschen und einem überindoeuropäischen Exkurs (Kapitel 3 und 4) sowie einige abschließende Bemerkungen samt Fazit (Kapitel 5 und 6), ehe noch ein knapper Anhang folgt. Ziel ist es, im Rahmen einer naiven Herangehensweise zunächst mit einem formulierten Ideal von sprachlicher Rezessivität (als „Arbeitshypothese“) in der Hand die Suche nach möglichen Speicherorten rezessiver Information¹⁵ in Sprache zu beginnen, ehe wir uns Stück um Stück einer vollständigen und differenzierten Darstellung des linguistischen Rezessivitätsmodells nähern, die in den Schlusskapiteln mit anderen Teilbereichen der Linguistik und anderen Wissenschaften verquickt werden wird.

Um Klarheit hinsichtlich des Untersuchungsgegenstands und -ziels zu gewinnen widmet sich die Einleitung zunächst einigen grundlegenden Fragen: Wo lassen sich in Sprache Muster erkennen, die an rezessive Vererbung erinnern? Was versteht man überhaupt in der Biologie unter *Rezessivität*? Was ist dessen informationstheoretische Kernaussage? Dabei werden wir von der speziellen, biologischen Sichtweise zu einer allgemeineren gelangen, die eine Anwendung des Rezessivitätsbegriffs auf Sprachsysteme ermöglicht, also eine gemeinsame Schnittmenge mindestens zwischen biologischen und sprachlichen Systemen hinsichtlich Rezessivität behauptet. In diesem Zusammenhang wird – insbesondere dann, wenn man *rezessive Information* als etwas nicht explizit in Sprache Wahrnehmbares versteht (was nur im weitesten Sinne auf die Annahmen der folgenden Untersuchung zutrifft (dazu später mehr)) – der bisherige Forschungsstand zu diskutieren sein: So wollen wir uns mit einigen Thesen zur Speicherhaftigkeit und zu probabilistischem Verhalten von Sprache auseinandersetzen, aber ebenso mit Vorstellungen wie der impliziter Information, die auf

¹⁵ Hinsichtlich *Information* sei darauf hingewiesen, dass in dieser Arbeit dort, wo von mehreren bereits vorhandenen Informationen, die eine größere Information (bzw. eine Informationsmenge) bilden, gesprochen wird bzw. dieser Umstand betont werden soll, der Plural *Informationen* verwendet wird; wo dies nicht der Fall ist, bleibt der Singular gebräuchlich.

den ersten Blick dem Konzept der Rezessivität als nahestehend erscheinen mögen, jedoch entscheidende Unterschiede aufweisen. Nach derartigen terminologischen Ein- und Abgrenzungen bedarf es des Weiteren einer Rekapitulation zentraler Erkenntnisse der Linguistik und ihrer Hilfswissenschaften zur Organisation und Repräsentation sprachlichen Wissens beim Menschen. Diesbezüglich wollen wir uns vor allem mit der Vorstellung des Mentalen Lexikons auseinandersetzen und die diesbezügliche Terminologie klären: Was ist unter dem Mentalen Lexikon zu verstehen? Wie funktioniert es? Wie korrespondiert das Mentale Lexikon eines Individuums mit der Kollektivebene von Sprache? Hierbei wird etwa die Sprachgemeinschaft einer Einzelsprache als Verbund aus Individuen verstanden und zur Frage führen, inwiefern Sprache bzw. sprachliches Wissen als Teil eines kollektiven Gedächtnisses zu werten ist. All diese Fragen werden insbesondere mit systemtheoretischen Ansätzen verknüpft, hinsichtlich derer sich ebenfalls ein Blick in grundlegende Forschungsarbeiten als hilfreich erweisen wird. Ziel der einleitenden Kapitel ist also die Verständigung über den Gegenstand der Arbeit in Bezug auf die Zielsetzung, die Methodik und der Herstellung terminologischer Klarheit sowie eine Verortung der Arbeit innerhalb der Linguistik und des bisherigen Erkenntnisstandes.

Insbesondere im Zusammenhang mit dem naturwissenschaftlichen (und dabei in seinem Grundsatz vielmehr physikalisch als etwa biologisch dominierten) Zugang zur Systemtheorie wird hierbei eine zentrale Prämisse dieser Arbeit deutlich werden: Es wird in Anknüpfung an die Urknalltheorien, die vom Universum als ein seit der Überwindung der Singularität bestehendes System, das hierbei als hermetisch abgeschlossen begriffen wird, davon ausgegangen, dass seit jeher innerhalb des Systems „Universum“ eine bestimmte Grundinformationsmenge besteht, aus der vermeintlich „neue“ Information durch wechselwirkungsbestimmte Transformation, die Entstehung neuer Relationen zwischen bestehenden Informationen oder die direkte Verkettung bestehender Informationen generiert wird; dabei wird die prinzipiell denkbare, doch bisher nie nachgewiesene Möglichkeit der Informationsgenese aus dem „Nichts“ in der Zeit nach dem Urknall verneint.¹⁶ Für Sprachsysteme jeglicher Art ist daher anzunehmen, dass „neue“ Information dort ebenfalls – und das ist zentral für das hier vorgestellte Modell – auf dem Weg der Transformation und der Herstellung von Verkettung und In-Relation-Setzung generiert wird oder aber – und hierin

¹⁶ Etwaige Öffnungspunkte des Universums durch Schwarze Löcher o.Ä. mögen hierbei diese Annahme in Zukunft infrage stellen; allerdings ist angesichts des sehr begrenzten Raumes bisherigen menschlichen Wirkens nicht davon auszugehen, dass dies die linguistischen Annahmen tatsächlich tangieren würde.

unterscheiden sich nicht-hermetische Sprachsysteme vom hermetischen Universum – aus der Umwelt des Systems Eingang in selbiges findet. Ziel wird es schließlich sein, die enorme Informationsflut, von der hier für Sprache ausgegangen wird, durch Erarbeitung eines ausdifferenzierten Modells samt entsprechender Terminologie anwendungsorientiert erschließbar zu machen (s. einführend in die Urknalltheorien etwa Kilian/Weber 2000: 70f u. 350f, Meschede 2010: 664f, Povh et al. 2009: 173).

Bereits in der Einleitung wird deutlich werden, dass die Frage, ob es rezessive Information in Sprache tatsächlich geben kann, an die Beantwortung der Frage geknüpft ist, ob es Speichermöglichkeiten für rezessive Information in Sprache, d.h. im sprachlichen System gibt. Die Suche danach, der Versuch einer Lokalisierung, ist das Anliegen des zweiten Kapitels. In dessen Unterkapiteln werden mit lexikalischen, phonologischen, aber auch syntaktischen Betrachtungen verschiedene Sprachebenen untersucht; auf ihnen allen wird sich dabei Evidenz für die Fähig- bzw. Möglichkeit, Informationen rezessiv zu speichern, finden. Anschließend wollen wir auch „externe“ Sprachspeicher wie Schriftzeugnisse oder Tonaufnahmen in das Rezessivitätsmodell einordnen, wobei wir einmal mehr auf systemtheoretische Fragen einzugehen haben: In welcher Verbindung stehen derartige „externe“ Sprachspeicher zu Sprache aus systemtheoretischer Sicht? Wo ist dabei Informationserhaltung und -übertragung auszumachen und wie ist sie vor dem Hintergrund der Annahme sprachlicher Rezessivität zu bewerten?

Da das zweite Kapitel somit nicht nur den Charakter einer praktischen Untersuchung am Gegenstand Sprache hat, sondern vor allem das theoretische Kernstück dieser Arbeit darstellt, sollen gelegentliche Zusammenfassungen und Schlussfolgerungen aus den Beobachtungen am sprachlichen Material das Einfinden in die Theorie bzw. das Modell erleichtern, die Nachvollziehbarkeit erhöhen und eine Einordnung von Einzelaspekten in das Ganze ermöglichen. Wie auch im dritten Kapitel wird dabei das Deutsche – durchaus auch in diachroner Betrachtung – in den Mittelpunkt des Interesses gerückt.

Nachdem sprachliche Rezessivität theoretisch und modellhaft ausformuliert wurde, widmet sich das dritte Kapitel einigen Beispielen für Rezessivitätsmuster in der Geschichte des Deutschen. Es hat also einen exemplarischen Charakter und dient sowohl der praktischen Veranschaulichung der Theorie als auch deren Vertiefung; gleichsam wirken die Beispiele als zusätzliche Verifizierung der Annahmen aus Kapitel 2. Ähnlich verhält es sich mit dem vierten Kapitel: Anhand der Frage, ob eine komplexe morphosyntaktische Struktur wie Ergativität auch in Nominativ-Akkusativ-Sprachen vorliegen kann – nämlich in Form rezessiver Informationen –, wird die Perspektive, die zuvor hauptsächlich das

Deutsche und andere indoeuropäische Sprachen umfasst hat, erweitert, indem unter anderem auch australische und austronesische Sprachen Beachtung finden. Dabei wird ebenso deutlich, dass das linguistische Rezessivitätsmodell der Sprachtypologie nützlich sein kann, da es eine tiefere Ebene typologischer Aspekte erschließ- und beurteilbar macht, was zuletzt gar der Erschließung etwaiger Sprachverwandtschaften auf typologischer Basis dienlich ist, da es deren Datenbasis erweitert.

In den Schlusskapiteln wird schließlich eine finale Einordnung der Ergebnisse vorgenommen: Sie werden kurz zusammengefasst, miteinander verknüpft und in einen größeren Kontext linguistischer Forschung gestellt. Zudem wird abschließend eingeschätzt, als wie groß die Schnittmenge zwischen Rezessivität in Sprache und Rezessivität in Biologie tatsächlich anzunehmen ist und was der Nutzen all dieser Erkenntnisse sein kann, wobei auch ein Ausblick auf mögliche weiterführende Forschungen gegeben wird. Zuletzt finden sich im Anhang das bereits angesprochene Glossar sowie einige Erläuterungen zu einem empirischen Teil dieser Arbeit und abschließend natürlich zudem das Abkürzungs- und das Literaturverzeichnis.

Die deutschsprachige „Kernarbeit“ wird flankiert von einer englischsprachigen Einführung in das entwickelte linguistische Rezessivitätsmodell, englischsprachigen Zusammenfassungen der Großkapitel sowie einer Übersetzung des Glossars ins Englische, um die Arbeit nicht-deutschsprachigen Interessierten leichter zugänglich zu machen.

Zur Methodik der Arbeit ist zu vermerken, dass die Grundlagen der folgenden Analysen neben der jeweils angeführten Forschungsliteratur verschiedene – sowohl synchron als auch diachron angelegte – Sprachbetrachtungen darstellen, hinsichtlich derer das Deutsche und andere germanische Sprachen den Hauptgegenstand bilden; dennoch werden auch andere indoeuropäische – vor allem romanische – und vereinzelt gar nicht-indoeuropäische Sprachen wie das austronesische Chamorro herangezogen. Die im Zusammenhang mit diesen Sprachbetrachtungen gewonnenen Erkenntnisse mögen dabei des Öfteren Anlass bieten, von den betrachteten Einzelfällen auf allgemeine Gültigkeit in menschlichen Sprachsystemen zu schließen; derartige Annahmen sind nicht zwangsläufig unberechtigt, sollten jedoch keineswegs als mehr behandelt werden, als sie sind: Annahmen. Natürlich liegt schon in der Formulierung des selbsterklärten Ziels dieser Arbeit – der Suche nach rezessiver Information in Sprache – eine entsprechende, über eine bestimmte Einzelsprache hinausweisende Verallgemeinerung vor; dies ist einerseits als Hoffnung und andererseits als Herausforderung zu verstehen: Um von den hiesigen Ergebnissen, die angesichts der

enormen Zahl existierender Einzelsprachen auf der Welt¹⁷ schon aus Umfangsgründen nur auf einem Bruchteil möglicher Untersuchungssprachen basieren müssen, unzweifelhaft auf allgemeingültige Muster in menschlicher Sprache schließen zu können, bedürfte es der Auswertung von weit mehr Einzelsprachen und deren Sprachdaten. Es spricht also nichts dagegen, wenn jemand in manchen Ergebnissen dieser Arbeit Allgemeingültigkeit vermuten möchte; dass die entsprechenden Ergebnisse so aber tatsächlich auch in anderen als den jeweils besprochenen Sprachen zu gewinnen sind, wäre im Einzelfall gesondert zu überprüfen.

Die Interpretationen der Sprachbetrachtungen fußen auf Beispielen aus dem Sprachgebrauch, Modellausdrücken und -sätzen sowie auf bereits vorhandenen Forschungsarbeiten und werden in einigen Fällen ferner durch kleinere, eigens für diese Arbeit durchgeführte empirische Untersuchungen zusätzlich gestützt.

Die Vorstellung rezessiver Informationen in Sprache – oder kurz und abstrahierend formuliert: die Vorstellung sprachlicher Rezessivität – stellt schließlich ein Modell zur Verfügung, das – auf einer umfangreichen und differenzierenden theoretischen Grundlage fußend – geeignet ist, bestimmte Muster der Informationserhaltung und Informationstransmission sowie dabei vor allem Muster der Wiederkehr verlorengeliebter Informationen in sprachlichen Systemen zu veranschaulichen und zu erklären. Darüber hinaus macht es auf Parallelen zwischen Sprache und anderen informationsverarbeitenden Systemen (wie etwa biologischen Organismen) aufmerksam und leistet somit einen Beitrag zur interdisziplinären Verständigung und einem diesbezüglichen Erkenntnisaustausch. Dies alles ist verbunden mit der Hoffnung, dass diese Arbeit eine theoretische Grundlage zur Verbesserung computerlinguistischer Modelle und Sprachtechnologien bietet, die die Linguistik langfristig näher mit Informationstechnologie und Neurowissenschaften verbindet – denn all diese Bereiche müssen als Teil der Informationswissenschaft begriffen werden.

1.1 – Einführung und Problemstellung

Nähern wir uns dem Thema dieser Arbeit zunächst anhand eines Beispiels, das von Sara Shinohara (2016) ausführlich in einem Artikel besprochen wurde: *auch*

¹⁷ Man kann – je nach typologischer Herangehensweise und angelegter Kriterien – von etwa 6000 bekannten Einzelsprachen in der Gegenwart bei fallender Tendenz ausgehen (vgl. Kausen 2013: XIX).

im Siebenbürgisch-Sächsischen. Das Siebenbürgisch-Sächsische ist ein deutscher Dialekt, der von einer in Rumänien ansässigen Volksgruppe gesprochen wird, die wohl im Rahmen der Ostsiedlungsbewegung im Mittelalter in jene Region kam; vor allem aufgrund phonologischer Ähnlichkeiten gilt es als mittelfränkischer Dialekt (vgl. Shinohara 2016: 58). Shinoharas Befund ist zunächst der, dass *auch* im Siebenbürgisch-Sächsischen semantisch – im Gegensatz zu allen übrigen deutschen Dialekten – zusätzlich zu seiner standardsprachlich üblichen Bedeutung ebenfalls als ‚und‘ erscheint. In diesem Zusammenhang lässt sich gleichsam eine Grammatikalisierung feststellen: *auch* wird tatsächlich anstelle des Konnektors *und* verwendet (vgl. Shinohara 2016: 58). Mit Blick auf das Rumänische fällt auf, dass die Bedeutungen, die im Standarddeutschen die beiden Formen *auch* und *und* übernehmen, dort von einer einzigen Form – rum. *și* – ausgedrückt werden können; nicht ohne Grund nimmt Shinohara daher an, dass Sprachkontakt zwischen dem Sieb.-Sächs. und dem Rum. den Anlass für die Bedeutungsunterschiede zwischen sieb.-sächs. *auch* und *auch* in den übrigen deutschen Dialekten bot (vgl. Shinohara 2016: 71f). Sie scheint also von einer Bedeutungsentlehnung auszugehen, wobei man davon sprechen könnte, dass Seme des rum. *și* auf das sieb.-sächs. *auch* übertragen bzw. „kopiert“ wurden.

Es gibt wohl keinen Grund die Arbeit und die Ergebnisse von Shinohara prinzipiell in Frage zu stellen; weiterführende Fragen sind jedoch durchaus aufwerfbar: So ist bisher etwa ungeklärt, warum der Sprachkontakt zwischen rum. und sieb.-sächs. ausgerechnet dazu führte, dass Seme von rum. *și* auf die Partikel sieb.-sächs. *auch* übertragen wurden. Vermutlich würde angesichts der Sachlage niemand auf die Idee kommen, dass die Semantik von rum. *și* sinnvoll und vor allem in einem überschaubaren Zeitraum auf Lexeme wie dt. *groß* oder gar dt. *Hund* hätte übertragen werden könne; und dass dies wohl kaum an der jeweiligen Wortart der beiden Beispiele liegt, mag anhand einer Partikel wie dt. *nur* veranschaulicht werden, für die man eine derartige Bedeutungserweiterung sicher ebenfalls als unwahrscheinlich annähme. Die Wahl des Lexems, dass Seme von rum. *și* aufnimmt, wirkt angesichts dessen alles andere als zufällig.

Noch deutlicher lässt sich die Problematik veranschaulichen, wenn man dt. *und* miteinbezieht. Wenn rum. *și* Bedeutungen ausdrücken kann, für deren Vermittlung im Standarddeutschen *und* und *auch* genutzt werden, heißt das, dass eine Übertragung von Bedeutungen wie ‚auch, ebenfalls‘ auf sieb.-sächs. *und* als gleichsam plausibel erscheinen muss wie eine Übertragung von ‚und‘ auf sieb.-sächs. *auch*. Warum aber wurde letztlich nur sieb.-sächs. *auch* für die Bedeutungserweiterung im Zuge des Sprachkontakts „ausgewählt“? Handelt es sich hierbei um Zufall? Wenn ja, wieso würde man dann instinktiv davon ausgehen,

dass die Übertragung von Semen von rum. *și* etwa auf dt. *Hund* unwahrscheinlich ist? Unterliegen wir mit einer solchen Beurteilung also doch einem Irrtum?

Die Antwort, die hier vorgeschlagen sei und der wir im Folgenden nachgehen möchten, ist diese: Sieb.-sächs. *auch* wurde keineswegs zufällig im Zuge des Sprachkontakts mit dem Rumänischen um Bedeutungen erweitert, die rum. *și* konventionell innewohnen. Es trug vielmehr die „Veranlagung“ für jene zusätzlichen Bedeutungen bereits zuvor in sich. Mit einem biologischen Bild könnte man vielleicht gar sagen: Es trug die Veranlagung in seinen „Genen“. Aber derartige Vergleiche und terminologische Adaptionen taugen natürlich nur bis zu einem gewissen Punkt. Was also würde im Bereich der Sprache dem entsprechen, was man in der Biologie als *Gene* bezeichnet? Auch dieser Frage muss nachgegangen werden.

Zunächst sei jedoch auf eine weitere Auffälligkeit hinsichtlich dt. *auch* hingewiesen: Die Form kann als Erbwort gelten, das mindestens seit protogermanischer¹⁸ Zeit existiert und im Laufe der deutschen Sprachgeschichte stets erhalten blieb. So taucht es etwa im Althochdeutschen¹⁹ als *ouh* auf und im Mit-

¹⁸ Bezeichnungen historischer Sprachzustände oder Einzelsprachen, die mit dem Präfix *proto-* versehen sind, seien in dieser Arbeit derart begriffen, dass sie auf einen idealisierten, d.h. normalisierten und vereinheitlichten Sprachzustand verweisen. Dies ist damit zu begründen, dass derartige Sprachzustände nicht oder nur höchst fragmentarisch durch authentische – d.h. von Mitgliedern der jeweiligen Sprachgemeinschaft eines derartigen Sprachzustandes bzw. einer derartigen Einzelsprache selbst hervorgebrachte – Sprachzeugnisse belegt sind, sodass insbesondere eine klare dialektale Aufschlüsselung nicht zu leisten wäre, bestimmte Varianten zwar angenommen werden können, aber unbelegt sind, und auch die räumliche wie zeitliche Ausdehnung mitunter zweifelhaft bleiben muss; hinsichtlich der zeitlichen Ausdehnung ist aufgrund der oft schlechten Beleglage zudem eine diachrone Beschreibung der Sprachentwicklung innerhalb des jeweiligen Sprachzustands nur bedingt leistbar. All dies begründet die Idealisierung des Sprachzustandes als methodische Notwendigkeit, die nicht dazu verleiten darf, anzunehmen, dass eine derartige Einzelsprache in dieser idealisierten Weise tatsächlich gebraucht worden ist, zumal bei Rekonstruktionen ohnehin Abweichungen von der früheren Realität nie ausgeschlossen werden können.

¹⁹ Bezeichnungen historischer Sprachzustände oder Einzelsprachen wie *althochdeutsch*, *mittelhochdeutsch*, *altenglisch* oder *altisländisch* werden in dieser Arbeit nicht abweichend vom in der Sprachwissenschaft zur germanischen Sprachfamilie üblichen Gebrauch dieser Termini verwendet; dies gilt insbesondere für jeweils anzunehmende zeitliche und räumliche Ausdehnungen. Dabei wollen wir eingedenk bleiben, dass dabei sowohl zeitlich als auch räumlich keine vollständige Einheitlichkeit angenommen werden sollte: Diachrone Veränderungen und dialektale Unterschiede, die gemeinhin anzunehmen sind, werden also nicht geleugnet. Insbesondere im Bereich der Orthographie und rekonstruierten Lautgestalt werden in dieser Arbeit – sofern nicht anders deklariert – normalisierte Varianten angegeben. Diese sind, wo es aus dem

telhochdeutschen ganz ähnlich als *ouch*, während protogermanisch **auke* angenommen werden kann (vgl. Kroonen 2013: 42). Die Bedeutung der ahd. und mhd. Form scheint mit dem heutigen Gebrauch von dt. *auch* übereinzustimmen, Auffälligkeiten gibt es dabei nicht (s. für das Ahd. Schmid 2016: 182-189, für das Mhd. Benecke et al. 1990b: 449-451 und für das Gegenwartsdeutsche Dudenredaktion 2015: 192), allein ein einziger ahd. Beleg (aus dem Weißenburger Katechismus, 9. Jahrhundert) erlaubt eine abweichende Lesart.²⁰ Auf der Ausdrucksseite lassen sich freilich kleinere Lautwandel feststellen, die aber üblichen Schemen entsprechen (so etwa der Tenues-Spiranten-Wandel im Rahmen der Hochdeutschen Lautverschiebung, der protogermanisch /k/ als ahd./mhd./nhd. /χ/ erscheinen lässt (s. dazu einführend Bergmann et al. 2016: 63-68)). Eine entsprechende Form findet sich in vielen germanischen Sprachen, so etwa altisländisch *ok* und gotisch *auk*. Typisch für die nordgermanischen Sprachen taucht die altisl. Form vor allem in der Bedeutung ‚und‘ auf (vgl. Zoëga 2004: 320f), got. *auk* hingegen vereint – ähnlich des sieb.-sächs. *auch* – die Bedeutung ‚und‘ und die Bedeutung ‚auch, ebenfalls‘ (vgl. Köbler 1989: 70f). Diese Befunde können zu dem Schluss führen, dass bereits protogermanisch **auke* in den Bedeutungen ‚und, auch‘ auftrat, also Ambiguität (Mehrdeutigkeit) aufwies. Wenn dem so ist, mag einem nun, da wir bereits kurz einen Vergleich zur Biologie gezogen haben, der Gedanke kommen, ob es denn möglich sein mag, dass die Bedeutung

Kontext nicht anders hervorgeht, als Stellvertreter auch für denkbare oder gar belegte alternative Varianten im jeweils diskutierten Sprachzustand zu betrachten. Da der Übergang zwischen zwei Sprachzuständen – wie vom Alt- zum Mittelhochdeutschen – im zeitlichen Verlauf fließend ist, sei ins Gedächtnis gerufen, dass Abgrenzungen von Sprachzuständen immer davon abhängen, welche typologischen Merkmale oder Summe typologischer Merkmale man als entscheidend für eine Abgrenzung heranzieht; selbiges gilt natürlich auch auf synchroner und räumlicher Ebene im Bereich der Abgrenzung von Dialekten. Hinsichtlich Elementen oder gar Bereichen dieser Sprachzustände, die rekonstruiert werden mussten, weil sie nicht belegt sind, gelten natürlich die diesbezüglichen Hinweise, die bereits im Zusammenhang mit Sprachzuständen und Einzelsprachen, die mit dem Präfix *proto-* versehen sind, dargelegt worden sind.

Insbesondere hinsichtlich des Deutschen ist darauf hinzuweisen, dass die Bezeichnung *deutsch* in allgemeiner Weise verwendet wird: Sie kann also alle historischen Sprachzustände (namentlich das Alt-, Mittel-, Frühneu- und Neuhochdeutsche) meinen sowie das Gegenwartsdeutsche (wobei letzteres den Sprachzustand des Deutschen zur Gegenwart der Verfassung der vorliegenden Arbeit (2017/2018) bezeichnet und somit einen kleinen Bereich des Neuhochdeutschen abdeckt); dabei wird – wo nicht anders kenntlich gemacht – *deutsch* stets nur auf das Hochdeutsche (und dessen Varietäten, d.h. insbesondere Dialekte) bezogen.

²⁰ So heißt es dort: *endi ni gileidi unsih in constunga. auh arlösi unsih fona ubile* (zitiert nach Braune/Ebbinghaus 1994: 34); eine Lesart von *auh* (einer Variante zu ahd. *ouh*) in der Bedeutung ‚und‘ scheint hierbei ausnahmsweise möglich.

‚und‘ für die Form nhd. *auch* (bzw. mhd. *ouch* und ahd. *ouh*) unter Umständen nie ganz verloren gegangen ist, ob sie vielleicht in sprachlichen „Genen“ über viele Jahrhunderte lang gespeichert geblieben ist. Könnte es also sein, dass wir es mit einem Phänomen zu tun haben, dass man biologisch als „rezessive Vererbung“ beschreiben würde?

Für gewöhnlich sträubt sich die Linguistik gegen den übereifrigen Gebrauch von Fachtermini aus anderen Wissenschaften zur Beschreibung sprachlicher Phänomene – und das tut sie auch mit Recht. Mit Sicherheit ist in Sprache nichts zu finden, das der physischen Beschaffenheit von biologischen Genen ähnelt. Dennoch sei der Vergleich als eine Art Arbeitshypothese gewagt, denn er wird uns schließlich darauf aufmerksam machen, dass es durchaus eine Schnittmenge zwischen genetischer Vererbung und dem hier beschriebenen Phänomen einer Informationserhaltung in Sprache gibt. So soll der Vergleich eine Hilfestellung sein, um Parallelen zwischen Biologie und Linguistik ziehen zu können und gleichsam gezielt auf Differenzen aufmerksam zu machen. In diesem Sinne sind die folgenden Kapitel durchaus biolinguistisch angelegt und wirken somit in einen relativ jungen Fachbereich, der sich gegenwärtig als äußerst produktiv erweist, wenn es um Ansätze zur Beantwortung von Fragen geht, die die Sprachwissenschaft schon seit Jahrzehnten oder gar noch länger plagt.²¹

So wollen wir uns zunächst in knapper Ausführung die nötigen Grundlagen der Genetik und Vererbungslehre ins Bewusstsein rufen, ehe wir beginnen, linguistisch zu überprüfen, wie die oben skizzierte Problemstellung tatsächlich zu bewerten ist und wie sich Fragen, die dabei aufgeworfen werden, klären lassen. Abschließend wird sich dann auch zeigen, wie groß oder klein die Schnittmenge zwischen beschriebenen biologischen und sprachlichen Phänomenen einzuschätzen ist und welche Schlussfolgerungen daraus gezogen werden können.

²¹ So erweist sich eine (evolutions)biologische Sicht insbesondere bei Fragen nach Existenz und etwaiger Gestalt sprachlicher Universalien als hilfreich (s. dazu etwa Boeckx 2012).

1.2 – Das Konzept der Rezessivität in der Vererbungslehre der Biologie

In der Biologie²² bezeichnet Rezessivität das Phänomen, dass ein (rezessives) Allel eines Gens keinen Einfluss auf die Ausprägung eines Merkmals im Phänotyp besitzt, da es sich gegenüber einem anderen (dominanten) Allel nicht durchsetzen kann; die genetische Information eines rezessiven Allels wird also zur Gestaltung des Phänotyps nicht exprimiert (d.h. im weitesten Sinne: sie wird nicht ausgelesen und verwertet) (vgl. Sauermost 2001: 242 u. 2003b: 20). Ein Allel ist dabei als eine bestimmte Ausprägung eines Gens zu verstehen; so können in diploiden Zellen – also Zellen, in denen jedes Gen zweifach vorhanden ist, was auf die meisten tierischen Zellen zumindest in einem bestimmten Stadium des Lebenszyklus eines Organismus zutrifft (vgl. Sauermost 2000: 304) – jeweils zwei homozygote (identische) oder zwei heterozygote (unterschiedliche) Allele nebeneinander vorkommen (vgl. Graw 2015: 461).

Der *Phänotyp* bezeichnet traditionell das äußere Erscheinungsbild, aber auch alle übrigen Eigenschaften eines Organismus samt deren Funktionen; er beschreibt also die Gesamtheit der Merkmale, die sich sichtbar oder in anderer Weise wahrnehmbar äußern und die – was zentral ist – in Beziehung zur jeweiligen Umwelt treten (vgl. Bergmann 2003: 390, Burenhult 2000: 230, Graw 2015: 9 u. 805 sowie Sauermost 2003a: 4)²³ und unterscheidet sich somit vom *Genotyp*,

²² Die folgende Darstellung biologischer Sachverhalte beschränkt sich auf grundlegende Erkenntnisse und orientiert sich an Handbuchwissen. Ziel ist lediglich in den größeren Zusammenhängen von Rezessivität innerhalb der biologischen Vererbungslehre allgemeine Informationserhaltungs- bzw. Informationsübertragungsmechanismen aufzufindig zu machen und zu benennen, um sie später abstrahieren und mit Informationserhaltung bzw. -übertragung in Sprache vergleichen zu können. Insbesondere eine Diskussion etwaiger Streitfragen der biologischen Forschung wird hierbei umgangen, zumal Kern und Ziel dieser Arbeit linguistischer Natur bleiben.

²³ Der Ausdruck *Phänotyp* ist in der Biologie inzwischen aufgrund des technischen Fortschritts, der es etwa erlaubt, selbst Gene sichtbar zu machen, höchst umstritten (vgl. Sauermost 2003a: 1f) und natürlich ergeben sich dabei mitunter auch Definitionsschwierigkeiten für den *Genotyp*, zumindest insofern man ihn in Abgrenzung zum *Phänotyp* bestimmt. Der Terminus *Phänotyp* sei hier dennoch als Arbeitsausdruck angewendet, weil sich durch ihn bestimmte Unterscheidungen zwischen Wahrnehmbarem und (vermeintlich) Nicht-Wahrnehmbarem einfach darstellen lassen. Im nachfolgenden Kapitel werden wir dabei feststellen, dass sich Probleme des Ausdrucks *Phänotyp*, mit denen sich die moderne Biologie konfrontiert sieht, durchaus auch auf die Linguistik, die sich diesen Ausdruck zu eigen macht, zutreffen. In diesem Zusammenhang wird er schließlich noch einer kritischen Diskussion und Modifikation unterzogen, die seine weitere Verwendung eindeutig machen.

in dem – aufgrund etwaig vorhandener rezessiver Allele – mehr Information gespeichert sein kann, als aufgrund des Phänotyps erkennbar ist. Der Genotyp bezeichnet also „die Summe der in den Genen enthaltenen genetischen Informationen eines Organismus“ (Bergmann 2003: 200), sodass insbesondere bei diploiden Organismen zwischen Genotyp und Phänotyp unterschieden werden muss. Hierbei bildet der Genotyp zwar die Grundlage des Phänotyps, letzterer wird jedoch ebenso von Umwelteinflüssen modifiziert, wobei der Umfang der Beeinflussbarkeit des Phänotyps durch die Umwelt sehr variieren kann und auch definitionsabhängig ist: So wird etwa die genotypisch veranlagte Färbung von Pflanzenblättern durch Lichteinwirkung verändert, wie es etwa Sämlinge bezeugen, die bei Aufzucht in Dunkelheit kein Blattgrün entwickeln; beim Menschen – wie auch bei anderen Wirbeltieren – ist etwa die Verstärkbarkeit von Muskulatur durch Training auf die Veränderlichkeit des Phänotyps durch die Umwelt zurückzuführen (Beispiele entnommen aus Sauermost 2002b: 301), aber auch der unfallbedingte Verlust einer Gliedmaße kann als derartige Modifikation betrachtet werden, da auch hierbei die Eigenschaften bzw. das Erscheinungsbild eines Individuums verändert werden (vgl. bezüglich *Modifikation* in der Biologie Sauermost 2002b: 301).

Während das klassische Verständnis des Phänotyps auf die Gestalt eines Individuums und das Individuum selbst beschränkt ist, das die für den Phänotyp verantwortlichen Gene in sich trägt, beschreibt Richard Dawkins einen „erweiterten Phänotyp“ (*extended phenotype*), womit er sich auf alle Effekte bezieht, die ein Gen bewirkt und die die Überlebenschancen des Gens – und somit zunächst meist des Trägers des Gens – beeinflussen (vgl. Dawkins 1999: 293). Hierzu zählt Dawkins beispielsweise Dämme, die Biber errichten, um Wasser zu stauen und sich – und ihren Genen – dadurch eine Verbesserung der Überlebenschancen zu erwirken (vgl. Dawkins 1999: 200).²⁴

²⁴ Es zeigt sich hieran schon, wie sehr unsere folgenden Beschreibungen davon abhängig sein können bzw. werden, welche Definitionen wir für verwendete Termini gebrauchen. Es erscheint dabei zunächst sinnvoll, den Terminus *Phänotyp* im biologischen Sinne vor allem hinsichtlich des Aspekts der Wahrnehmbarkeit dessen, was als *phänotypisch* bezeichnet wird, zur Anwendung zu bringen. Wir möchten also *Phänotyp* gemäß der vorgestellten Definitionsmöglichkeiten umfassend auf alles anwenden, was sich (zumindest für einen Menschen (d.h. hier genauer: einem *Homo sapiens*)) wahrnehmbar äußert; dementsprechend wollen wir auch Modifikationen vollumfänglich miteinbeziehen (es sei an das Beispiel der Muskelmodifikation durch Training und das des Verlusts einer Gliedmaße beim Menschen erinnert) und gleichsam des erweiterten Phänotyps nach Dawkins eingedenk bleiben. Dieses biologische Verständnis von *Phänotyp* wird alsdann die Grundlage für die Entwicklung einer dazu vergleichbaren Terminologie im Sinne der linguistischen Zielsetzung dieser Arbeit bilden.

Die Vererbungslehre geht in ihren Grundzügen auf die Untersuchungen Gregor Mendels zurück, der anhand von Kreuzungsversuchen mit Erbsenpflanzen erstmals die dafür wesentlichen Prinzipien erkannte und beschrieb (s. Mendel 1866). Für die vorliegende Arbeit sind nicht alle Erkenntnisse Mendels von Relevanz, weshalb wir uns nur auf einige ausgewählte konzentrieren wollen, die den dominant-rezessiven Erbgang betreffen.

So stellte Mendel etwa fest, dass bei Kreuzungen von hinsichtlich eines Allelpaares reinerbigen (d.h. homozygoten) Eltern – genauer: Angehörigen der sogenannten Parentalgeneration (P-Generation) – alle Angehörigen der Nachfolgegeneration F_1 (1. Filialgeneration) phänotypisch identisch sind und zwar auch dann, wenn die beiden je homozygoten Angehörigen der P-Generation hinsichtlich des im Phänotyps zu beachtenden Merkmals erbungleich sind (vgl. Graw 2015: 462f). Unter dem Namen „1. Mendel’sche Regel“ oder „Uniformitätsregel“ gilt diese Beobachtung noch heute als eine „Grundregel der Genetik“ (Graw 2015: 463).

In einem weiteren Schritt kreuzte Mendel Angehörige der F_1 -Generation untereinander und stellte fest, dass in der F_2 -Generation wieder beide Merkmale im Phänotyp auftraten, die in einer hinsichtlich dieses Merkmals erbungleichen P-Generation vorhanden gewesen waren. Allerdings ist das Verhältnis des Auftretens der beiden unterschiedlichen Merkmale ungleich: Während ein Merkmal nur in 25% der Angehörigen der F_2 -Generation auftritt, findet sich das andere bei 75% (vgl. Graw 2015: 464). So lautet die „2. Mendel’sche Regel“ („Spaltungsregel“): „Kreuzungen der heterozygoten (mischerbigen) Nachkommen (F_1) zweier reinerbiger Elternlinien untereinander führen zur Aufspaltung der Phänotypen nach bestimmten Zahlenverhältnissen“ (Graw 2015: 466).

Zur Erklärung der beiden Regeln ist das Konzept der Rezessivität zentral. Mendel führte das antonyme Begriffspaar *rezessiv* und *dominant* ein, weil er davon ausging, dass in der F_1 -Generation die für die Ausprägung beider unterschiedlicher Phänotypen nötigen Informationen enthalten sind. Bei diploiden Organismen gilt demzufolge das Allel, das für die Ausprägung des entsprechenden Merkmals im Phänotyp verantwortlich ist, als *dominant*, wogegen das andere Allel, das die Information einer anderen Ausprägung trägt, aber nicht an der Gestalt des Phänotyps mitwirkt, *rezessiv* genannt wird (vgl. Sauermost 2000: 342 u. 2002: 158 u. 2003b: 20 sowie Graw 2015: 464). Der Ausdruck *rezessiv* geht dabei etymologisch auf lateinisch *recessus* zurück, was so viel bedeutet wie ‚zurückgezogen‘ (Baier 2013b: 4062) und als Partizip Präteritum dem Verb lat. *recēdere* ‚zurücktreten, zurückweichen, sich zurückziehen, sich entfernen, verlorene gehen‘ (Baier 2013b: 4058f) zuzuordnen ist.

Ein rezessives Allel bestimmt also nur dann die Ausprägung des Phänotyps, wenn in Folge des Erbgangs beide für ein phänotypisches Merkmal zuständige Allele gleich (und rezessiv) sind. Im geschilderten Versuch Mendels ist dies erst in der F_2 -Generation möglich und geschieht dort mit einer Wahrscheinlichkeit von 25%. Der Grund hierfür ist, dass in jedem Angehörigen der F_1 -Generation zwei Varianten eines Gens (also die beiden Allele) vorhanden sind und dass im Zuge der Vererbung von jedem Elternteil ein Allel auf den Nachkommen in der F_2 -Generation übertragen wird, während die Wahrscheinlichkeit für die Vererbung jedes elterlichen Allels gleichgroß (also 50%) ist.²⁵ So liegt die Wahrscheinlichkeit für die Kombination zweier dominanter oder zweier rezessiver Allele in der F_2 -Generation bei je 25%, die Wahrscheinlichkeit für die Kombination je eines dominanten mit einem rezessiven Allel hingegen bei 50% (vgl. Graw 2015: 464-466).

Obgleich der wissenschaftliche Fortschritt im Bereich der Genetik seit Mendel enorm ist und ihm mitunter gar Manipulation seiner Daten vorgeworfen wurde (vgl. Graw 2015: 473), haben sich Mendels Ergebnisse bis heute „als sachlich richtig erwiesen“ (Graw 2015: 473). Stattdessen stellten auch die inzwischen an einigen Stellen nötigen Ergänzungen seine Arbeit nicht in Frage. Ohne näher darauf einzugehen, sei hierbei etwa auf multiple Allelie (Vorhandensein einer Vielzahl von Ausprägungsmöglichkeiten von Allelen für ein Merkmal), Unterschiede im Ausprägungsgrad von Merkmalen, Polygenie (Einwirken mehrerer Gene auf ein Merkmal) und Pleiotropie (Beeinflussung mehrerer Merkmale durch ein Gen) verwiesen (s. etwa Graw 2015: 476-485), deren genetisch beschreibbare Details an dieser Stelle zu weit führen, deren Existenz und Bedeutung – wie sie hier anmerkenderweise skizziert wurde – wir dennoch eingedenk bleiben wollen, insbesondere wenn wir später im Zuge eines Vergleichs zwischen Biologie und Linguistik danach fragen, welche sprachlichen Elemente mit Genen verglichen werden könnten.

Da wir im Folgenden der Frage nachgehen möchten, ob das Konzept der Rezessivität, wie wir es in diesem Kapitel im Zusammenhang mit dem dominant-rezessiven Erbgang kennengelernt haben, auf Sprache und Sprachgeschichte anwendbar ist, lohnt sich jedoch abschließend der Hinweis auf bzw. eine knappe Auseinandersetzung mit den Phänomenen der unvollständigen Dominanz und der Kodominanz. Beides hängt eng mit den Prinzipien des dominant-rezessiven Erbgangs zusammen. Von *unvollständiger Dominanz* der Allele (früher meist als

²⁵ Letzteres entspricht gerade unter Einbeziehung von mehr als einem Merkmal der „3. Mendel’schen Regel“ („Prinzip der unabhängigen Segregation von Merkmalen“) (s. etwa Graw 2015: 467).

„intermediäre“ Art der Vererbung bezeichnet) wird gesprochen, wenn „bestimmte Allele [...] bei Heterozygotie einen neuen Phänotyp [erzeugen], der als eine Mischung der Eigenschaften beider Allele angesehen werden kann“ (Graw 2015: 474). Der Ausdruck *Kodominanz* wiederum kommt dort zur Anwendung, wo „zwei Allele ihren jeweiligen Charakter nebeneinander im Phänotyp ausprägen“ (Graw 2015: 476). Beispiele hierfür lassen sich etwa bei Blutgruppen im Bereich der Humangenetik finden (s. Graw 2015: 474-476). Auch diese biologischen Erscheinungen wollen wir im Hinterkopf behalten.

1.3 – Ein allgemeines Rezessivitätsmuster und seine Anwendung auf Sprache

Die Umstände von Rezessivität in der Biologie, wie wir sie nun zusammengefasst haben, machen rasch deutlich, dass sich das biologische Konzept in einigen Grundannahmen von dem etwaiger sprachlicher Rezessivität unterscheiden muss.²⁶ Besonders zentral erscheint hierbei die Tatsache, dass Sprachentwicklung nicht im Rahmen sexueller Fortpflanzung oder eines vergleichbaren Mechanismus mit je zwei Angehörigen einer Parentalgeneration stattfindet. Sprachwandel kann zwar auch im Rahmen von Sprachkontakt, wie er in der

²⁶ Bereits 1979 unternahm Lyle Jenkins einen Versuch, die Mendel'schen Regeln auf Sprache anzuwenden, wobei er sich jedoch auf vermeintliche Unterdrückungsmechanismen anhand des Englischen und Strukturbeobachtungen Noam Chomskys stützte und dabei in der synchronen Sprachebene seiner Gegenwart verhaftet blieb (s. Jenkins 1979). Noch im selben Jahr wies William Watt darauf hin, dass Jenkins Vergleich unangemessen sei, weil auf linguistischer Seite von dessen Argumentation eben kein diachroner Verlauf, wie er bei den Mendel'schen Regeln zugrunde liegt, von Jenkins geltend gemacht werden könne und an keiner Stelle von dominanten oder rezessiven Mechanismen, wie Jenkins sie beschreibt, die Rede sein kann (vgl. Watt 1979: 132f). So muss Jenkins Versuch, Mendel für die Linguistik nutzbar zu machen, als gescheitert gelten. 2001 merkt Ronald Butters an, dass genetischer Wandel komplizierter als Sprachwandel sei, wobei er als Beleg dafür auf dominant-rezessive Vererbung verweist, die in Sprache nicht zu finden sei (vgl. Butters 2001: 211). Im Rahmen dieser Arbeit sei nun untersucht, ob diese Einschätzung nicht doch relativiert werden muss. Dafür findet sich durchaus Unterstützung innerhalb der linguistischen Forschung, so etwa Anthony Kroch, der grundsätzlich von Parallelen zwischen genetischem Wandel und Sprachwandel überzeugt ist (s. Kroch 1989), was aber vermutlich auch für andere Vertreter, der in den letzten Jahren recht aktiven Spracherevolutionsforschung und Biolinguistik, gelten dürfte.

Linguistik als Phänomen, das etwa zwischen Einzelsprachen stattfindet, verstanden wird, erfolgen, doch keinesfalls nur dort; vor allem aber erscheint es unsinnig, zwei Sprachsysteme, die miteinander in Kontakt getreten sind, mit Ende des Kontakts als neu entstandene Sprachsysteme zu verstehen. Vielmehr ist Sprachkontakt als ein Mechanismus zu begreifen, der Information innerhalb der miteinander in Kontakt tretenden Sprachsysteme transmittiert oder transformiert; von der Genese eines neuen Sprachsystems kann dabei keine Rede sein.²⁷

Des Weiteren sind in Sprache Generationen, wie man sie in der Biologie beschreibt, kaum auffindbar bzw. die Annahme deren Existenz kaum haltbar. Werden in der Linguistik zwar immer wieder Stammbäume angeboten, um Entwicklungen innerhalb bestimmter Sprachfamilien zu veranschaulichen, so wissen wir doch heute genau, dass es sich dabei um nicht mehr als Veranschaulichungen handelt. Da sprachlicher Wandel auf unzähligen Ebenen – wie beispielsweise der phonologischen, der lexikalischen oder der syntaktischen – stattfindet und sich Wandlungserscheinungen dabei nicht immer zeitgleich ereignen, ist die Sprachtypologie in der gelegentlich unangenehmen Situation

²⁷ Grundsätzlich werden wir in Kapitel 1.5.2.3 unter Heranziehung des Synchronisationsmodells nach Herrgen und Schmidt (s. Herrgen/Schmidt 2011) zwischen Sprachsystemen auf Individualebene (etwa dem „Mentalen Lexikon“ eines menschlichen Individuums) und Sprachsystemen auf Kollektivebene (z.B. einer Einzelsprache wie das Gegenwartsdeutsche) unterscheiden. Dabei werden wir feststellen, dass sich Sprachsysteme auf Individualebene in jeder Kommunikationssituation zwischen zwei oder mehr Trägern solcher Systeme (d.h. Individuen) miteinander synchronisieren, d.h. in Austausch bzw. Wechselwirkung miteinander treten. Und so können eben nicht Einzelsprachen als real existierende Entitäten, sondern lediglich als abstrakte Modelle begriffen werden, die sich im Hin- und Herwirken zahlreicher solcher Synchronisierungen, d.h. kommunikativen Akten, von Individualsystemen konstituieren. Somit ist auch Sprachkontakt eben nicht als das tatsächliche Miteinander-in-Kontakt-Treten von Einzelsprachen zu verstehen, sondern als etwas, dass sich durch das Miteinander-in-Kontakt-Treten einer Vielzahl von Trägern von „Sprachsystemen auf Individualebene“ konstituiert, bei denen sich jeweils diese (an den kommunikativen Akten beteiligten Individualsysteme) signifikant voneinander unterscheiden. Vereinfacht gesagt: Ein Sprachkontakt findet eben nicht zwischen etwa dem Deutschen und dem Französischen statt, sondern ergibt sich dann, wenn wiederholt kommunikative Akte erfolgen, bei denen eine der Kommunikationsparteien über ein eher „französisch geprägtes Mentales Lexikon“ verfügt und die jeweils andere über ein eher „deutsch geprägtes Mentales Lexikon“ (Kriterium hierbei wäre wiederum eine bis zu einem gewissen Grade willkürlich definierte Merkmalsmenge). In diesem Fall können sich bestimmte sprachliche Informationen des jeweils anders geprägten Sprachsystems (so etwa Lexeme) über eine signifikante Zahl von Individuen verbreiten, bis man die neu eindringende Information schließlich als „lexikalisiert“ betrachten mag, weil sie von ausreichend vielen Individuen regelmäßig gebraucht wird.

feststellen zu müssen, dass klare und unverrückbare Grenzen zwischen zwei historischen Sprachstufen niemals postuliert werden können;²⁸ vielmehr ist man darauf angewiesen, sich in jedem Einzelfall aufs Neue auf eine Menge von Merkmalen zu einigen, die sich bereits gewandelt haben müssen, um von einer nachfolgenden Sprachstufe sprechen zu können. Diese Festlegung ist zwangsläufig immer zu einem gewissen Grad willkürlich und subjektiv.²⁹ Hinzu kommt stets auch der Faktor Raum, der für Sprachentwicklung relevant ist, da eine einst einheitliche Sprachgemeinschaft durch interne räumliche Trennung von einer vollständig identischen Fortentwicklung der Sprache abgehalten wird. In diesem Fall könnte man gewissermaßen von einer „Duplizierung“ der Ausgangssprache sprechen – aber ist der Moment einer solchen „Duplizierung“ als Übergang zu einer neuen Generation bestimmbar?³⁰ Die Voraussetzungen sind hierbei prinzipiell eher mit der bei Einzellern als mit der von Vielzellern wie beispielsweise Säugetieren vergleichbar; etwas, das mit einem Sexualpartner vergleichbar ist, wird zur Vermehrung und zur Selbsterhaltung³¹ nicht benötigt.³² Eine Einzelsprache (bzw. deren Sprachgemeinschaft) teilt sich in zwei (oder mehr) Teile, von denen beide zunächst als weitgehend identisch gelten können, sich aber aufgrund der Isolation voneinander künftig mit hoher Wahrscheinlichkeit unterschiedlich entwickeln werden.³³ Insofern stellt eine derar-

²⁸ Dies wurde in dieser Arbeit bereits eingangs in einer Fußnote thematisiert.

²⁹ Siehe allgemein zu Problemen bei der Bestimmung unterschiedlicher, aufeinander aufbauender Sprachzustände am Beispiel des Deutschen etwa Bergmann et al. 2016: 19f.

³⁰ Ferner ist zu fragen, ob nicht schon dann, wenn ein neues Individuum in die Sprachgemeinschaft hineingeboren wird und ein Mentales Lexikon gemäß der Konventionen dieser Sprachgemeinschaft entwickelt von einer „Duplizierung“ gesprochen werden müsste.

³¹ Mit Selbsterhaltung sei hier auf Informationserhaltung referiert. Bei biologischen Lebewesen geht es hierbei um die Erhaltung der Gene (Erbinformationen), die für gewöhnlich (und insbesondere langfristig) an die Erhaltung der Art geknüpft ist; bei Sprache geht es um Informationen, die in ihr gespeichert sind oder mit ihr übermittelt werden können. Im Laufe dieser Arbeit wollen wir mehr Klarheit darüber gewinnen, um welche Art Information es sich dabei handelt und wie man sich ihre Organisation vorstellen kann.

³² Es sei daran erinnert, dass es hierbei allein um die Kollektivebene eines Sprachsystems geht. Freilich können sich „Sprachträger“ – also gemeinhin Menschen – sexuell fortpflanzen, dabei vergrößern sie jedoch höchstens die Sprachgemeinschaft, vermehren diese aber nicht.

³³ So pflanzen sich Einzeller durch mitotische Zellteilung in ungeschlechtlicher Weise fort, d.h. ihr Erbgut wird kopiert und im Rahmen einer Mitose (Kernteilung) auf die durch Cytokinese (Zell- bzw. Zellplasmateilung) entstehenden Tochterzellen verteilt, von denen somit jede ein identisches und vollständiges Erbgut erhält (vgl. Sauermost

tige Duplizierung von Sprache keinen Generationswechsel dar: Anhand der beiden (oder mehreren) Sprachgemeinschaften, die aus einer räumlichen Trennung³⁴ hervorgehen, ließe sich nicht feststellen, welche als Parental- und welche als Filialgeneration einzustufen wäre; würde man dennoch eine solche Beschreibung wagen, wäre sie unweigerlich perspektivisch geprägt und nicht objektiv. Es gibt etwa keinen Grund, eine aktiv abwandernde Sprechergruppe als Filialgeneration einzustufen, da auch Wanderungsbewegungen perspektivisch sind und das Faktum, dass ein Teil der einst einheitlichen Sprachgemeinschaft an einem Ort verharrt, ebenso als aktives Handeln beurteilt werden könnte. Des Weiteren wäre eine Abhängigkeit von Trennungsvorgängen gleichbedeutend mit der Negierung von Sprachstufen als Generationen. Der alt-, der mittel- und der neuhochdeutsche Sprachraum etwa weisen zwar durchaus geographische Unterschiede auf, aber eher in ihrer Ausdehnung; von einer Trennung kann zwischen diesen Sprachstufen nicht die Rede sein; dennoch würde wohl jeder Sprachtypologe bei Ausblendung der diachronen Entwicklung das Althochdeutsche vom Neuhochdeutschen per Definition trennen, da die sprachlichen Differenzen mitunter gravierend und augenfällig sind (es sei hierbei etwa auf die Werke zur deutschen Sprachgeschichte von Riecke (2016) und Christopher Wells (1990) – hilfreich etwa die Karten auf S. 48 u. 381 – verwiesen sowie auf einschlägige Grammatiken wie Braune/Reiffenstein (2004), aber auch Schrod

1999: 32f, 2000: 148 u. 2002: 290f). Wie bei der Aufspaltung einer zuvor einheitlichen Sprachgemeinschaft ist dabei aufgrund der Selbstteilung keiner der Nachkommen bei möglichst objektiver Betrachtung mehr als Parentalgeneration zu bezeichnen, weshalb die Biologie grundsätzlich alle durch Zellteilung entstandenen Zellen als *Tochterzellen* einer *Mutterzelle* bezeichnet, die im Zuge ihrer Selbstteilung verloren geht bzw. in der Gesamtheit ihrer Tochterzellen (d.h. in transformierter Weise) weiterbesteht (vgl. Sauermost 2002b: 290f u. 2004a: 485). Dabei kann als Schnittmenge zwischen „Sprachteilung“ und Zellteilung die Aufteilung eines zuvor einheitlichen Systems in mehrere gesehen werden, wobei die durch die Teilung entstandenen Systeme jeweils die zum Moment des Teilungsvollzugs im noch einheitlichen System vorhandene Information in sich weiterverarbeiten und sich dabei in der Folge unterschiedlich entwickeln können (schon weil diese Systeme unterschiedlichen Umwelteinflüssen ausgesetzt sein können (bei Einzelsprachen wären hierbei insbesondere unterschiedlich ausgeprägter Sprachkontakt oder besondere gesellschaftliche Entwicklungen, die neue Anforderungen an die Sprache stellen, zu nennen)). Da hierbei auf linguistischer Seite aber nur eine Kollektivebene betrachtet werden kann, können sich ferner (wenn auch nur geringfügige) Abweichungen in der Informationsgestalt der unterschiedlichen „Nachkommenssysteme“ ergeben, wenn nicht die Organisation und der Umfang der Mentalen Lexika der Individuen, die den (kollektivistischen) „Nachkommenssystemen“ angehören, in ihrer Gesamtheit in den „Nachkommenssystemen“ identisch sind (wovon freilich nicht auszugehen ist).

³⁴ Denkbar wäre hier mit gewissen Einschränkungen sicher auch eine sozialbedingte Trennung oder Ähnliches.

(2004) für das Ahd. und Zifonun et al. (1997a,b,c) für das Deutsche der Gegenwart). Zusätzlich zum Faktor Raum muss eben auch der Faktor Zeit berücksichtigt werden. Beide haben unbestreitbar Einfluss auf Sprachentwicklung und sei es, dass sie nur unterschiedliche Rahmenbedingungen begründen.

Am fruchtbarsten, um den Ausdruck der *Generation* für die Linguistik dennoch nutzbar zu machen, erscheint zuletzt ein zwar nah am Stammbaummodell angelehnter Ansatz, der jedoch besagten aus der Biologie stammenden Terminus eher übertragend versteht, die Schnittmenge zwischen beiden Anwendungsgebieten (der Linguistik und der Biologie) also als begrenzt anerkennt. So könnte man etwa in derart übertragendem Sinne postulieren, das Westgermanische sei als Parentalgeneration des (Althoch-)Deutschen zu bewerten, da letzteres aus ihm hervorgegangen ist, ebenso wie das (Alt-)Englische. Eine derart nachvollziehbare Aufspaltung einer Einzelsprache könnte die Grundlage für einen Generationsbegriff in Sprache bilden. Demzufolge wären Altenglisch und Althochdeutsch, ebenso Altsächsisch, als Filialgenerationen zur Parentalgeneration Westgermanisch zu verstehen. Generationen ließen sich also nur in Relation zu anderen Sprachen gleichen Ursprungs postulieren und hätten in diesem Zusammenhang die sprachtypologisch bedingte Schwäche, dass sie wie Blitzlichter erscheinen: Wann genau der Übergang von der Parentalgeneration zur Filialgeneration stattfand, bleibt offen; es ließe sich objektiv nicht feststellen, weil die Übergänge zwischen einzelnen Sprachstufen ja fließend sind, also zwischen mehreren gegenwärtigen Einzelsprachen und deren gemeinsamen Ursprachen ein Kontinuum besteht.

Unter diesen Umständen erscheint es insgesamt am sinnvollsten, den Ausdruck *Generation* zur Beschreibung von Sprachentwicklung nicht zu bemühen. Fließende Übergänge und Probleme der Typologie würden zwangsläufig zu einem schwammigen Gebrauch führen.

So haben wir mit dem Generationsbegriff und dem Phänomen sexueller Fortpflanzung bereits zwei wesentliche Grundvoraussetzungen für das biologische Rezessivitätskonzept eliminiert. Sie stehen uns somit begründeterweise für die weitere Arbeit an etwaiger Rezessivität in Sprache und Sprachgeschichte nicht mehr zur Verfügung. Reduzieren wir daher biologische Rezessivität auf deren zentrale Eigenschaften, die man gemäß der Ausführungen im vorigen Kapitel wohl wie folgt zusammenfassen kann:

(1.) Wahrnehmbare (sich im Phänotyp äußernde) Information, die zeitlich gesehen in A bereits vorhanden war, ehe B, das – zumindest teilweise – aus A hervorging, existierte, (2.) ist in B nicht wahrnehmbar, (3.) doch erscheint in C,

das – zumindest teilweise – aus B hervorging, wieder als wahrnehmbare Information (4.a) und zwar unter Ausschluss der Möglichkeit, dass C besagte Information von einem anderen als B übermittelt bekommen haben könnte, (4.b) wohl aber mit der Möglichkeit, dass ein anderer als B positiven Einfluss auf die neuerliche Wahrnehmbarkeit besagter Information ausgeübt hat.

(5.) Dabei sind die Bedingungen 3 sowie 4.a und 4.b primär als Garanten für die These, dass Information in B rezessiv gespeichert – und somit erhalten – bleibt, zu verstehen und haben daher in gewisser Weise einen optionalen Charakter, da auch Information, die rezessiv gespeichert ist und sich (noch) nicht wieder phänotypisch wahrnehmbar äußert, als rezessiv zu bewerten ist; (6.) gleichsam ist es auch denkbar, dass Information, die bisher noch nie phänotypisch wahrnehmbar war – also seit jeher als rezessiv entstanden ist und so veranlagt blieb –, plötzlich phänotypisch wahrnehmbar wird (somit ist 6. als Einschränkung von Bedingung 1 zu betrachten). (7.) Auch eine Kombination der Varianten 5. und 6. ist denkbar, wobei dann die rezessiv gespeicherte Information demzufolge noch nie – weder in Vergangenheit noch in Gegenwart – phänotypisch wahrnehmbar war; allerdings besteht hierbei ausdrücklich die Möglichkeit, dass diese Information sich in Zukunft noch phänotypisch wahrnehmbar äußern wird.³⁵

Diese Definition, die wir im Folgenden als Definition eines *Allgemeinen Rezessivitätsmusters* bezeichnen wollen, sei die Grundlage für unsere weitere Suche nach etwaiger Rezessivität in Sprache und Sprachgeschichte. Neben diesem Rezessivitätsmuster, das sich durch die Wiederkehr einst phänotypisch wahrnehmbarer Information auszeichnet, sei von nun an *rezessiv* als Adjektiv eines *Allgemeinen Rezessivitätsbegriffs* zur Beschreibung jeder Form von Information gebraucht, die nicht als phänotypisch wahrnehmbar gelten kann (auch hierbei findet wieder eine Anlehnung an den Terminus *rezessiv* in der Biologie statt (s. dazu etwa Sauermost 2000: 342 u. 2002: 158 u. 2003b: 20 sowie Graw 2015: 464)).

An dieser Stelle erscheint es angesichts dieser Definition angebracht, noch auf den Terminus *Phänotyp* einzugehen³⁶ und die Frage, wie er auf Sprache angewendet werden kann. Wir wollen unter diesem Ausdruck all das verstehen,

³⁵ In Anwendung dieses Rezessivitätsmusters auf Sprache dürfte dieser Fall in der Forschung aufgrund der naturgemäß schwierigen Überprüfbarkeit von vermeintlich gemäß 7. gespeicherten Informationen im Wesentlichen theoretisch verhaftet bleiben und in der Praxis bei Untersuchungen am Sprachmaterial – wenn überhaupt – nur eine untergeordnete Rolle spielen.

³⁶ Es sei diesbezüglich auf die im vorigen Kapitel formulierte Definition des Terminus *Phänotyp* gemäß dessen Gebrauch in der Biologie sowie die dabei heranzitierte Literatur verwiesen.

was an Sprache „wahrnehmbar“ ist, d.h. alles, was mit der Umwelt der Sprache in Kontakt tritt. Bei der Betrachtung menschlicher³⁷ Sprache werden im Rahmen dieser Arbeit etwa Zeichensysteme wie Mimik und Gestik explizit nicht berücksichtigt, wohl wissend, dass damit eine Reduktion und womöglich gar eine Simplifizierung einhergeht,³⁸ die aber in Kauf genommen werden kann, da sie die zu erzielenden Ergebnisse nicht infrage stellt. Stattdessen wird das System menschlicher „Lautsprache“ in das Zentrum des Interesses gerückt, die sich wiederum mitunter optisch wahrnehmbar äußern kann (nämlich im Bereich der Bildlich- und vor allem der Schriftlichkeit). Menschliche Lautsprache bleibt also die Maxime, die in dieser Arbeit untersucht werden soll und optisch wahrnehmbare Elemente werden nur dann untersucht, wenn sie in direkter Verbindung zur Lautsprache stehen, wie es bei Schrift der Fall ist, aber auch bei Symbolen und Bildern der Fall sein kann, da bedeutungstragende, optisch wahrnehmbare Elemente in gleichwertiger Form kognitiv repräsentiert und verarbeitet werden wie Lautsprache, insbesondere dann, wenn für die Bedeutung eines optisch wahrnehmbaren Elements auch ein lautsprachliches Pendant existiert, das im Mentalen Lexikon des Empfängers bzw. Rezipienten verankert ist (vgl. Dietrich/Gerwien 2017: 217-219).³⁹ Alle unter dieses Sprachverständnis fallenden

³⁷ Wenn im Folgenden der Ausdruck *Mensch* (oder das entsprechende Adjektiv *menschlich*) gebraucht wird, so verweist dieser, wenn nicht anders kenntlich gemacht, auf die Art *Homo sapiens*; in Einzelfällen kann jedoch auch auf die Gattung *Homo* referiert sein, was aber mindestens aus dem Kontext ersichtlich wird. Insbesondere dann, wenn von *menschlicher Sprache* die Rede ist, können exemplarisch gestützte Beobachtungen eines diese betreffenden Sprachsystems nur Beobachtungen der Sprache des *Homo sapiens* sein, da von keiner anderen Art der Gattung *Homo* Sprachzeugnisse überliefert sind und der *Homo sapiens* die einzige noch lebende Art dieser Gattung darstellt (wir wollen dabei aber im Sinne wissenschaftlicher Korrektheit eingedenk sein, dass offenbar Genfluss zwischen ausgestorbenen *Homo*-Arten wie *Homo neanderthalensis* und *Denisova*-Menschen und *Homo sapiens* stattgefunden hat, der in der DNA mancher Populationen des *Homo sapiens* in der Gegenwart noch nachweisbar ist (vgl. Pääbo et al. 2010: 1053)). Hinsichtlich der Frage, inwiefern andere *Homo*-Arten über Sprachfähigkeit verfügt haben könnten s. etwa MacLarnon 2012.

³⁸ So wird insbesondere im Bereich der Biolinguistik dem Zusammenhang und der Interaktion zwischen Lautsprache und Gestik große Bedeutung beigemessen und mitunter gar kausale Verbindungen zwischen Sprachentstehung und Gestik vermutet (s. dazu etwa Corballis 2012 u. Pollick/Waal 2012).

³⁹ Diese knappe und vereinfachte Beschreibung des Zusammenhangs zwischen schriftlicher und phonologischer Sprachverarbeitung soll für unsere Anliegen hier genügen. Es sei dennoch darauf hingewiesen, dass durchaus Unterschiede zwischen beiden Prozessen bestehen, obgleich man hinsichtlich des Lesesystems und des phonologischen Systems von einem Zwei-Prozess-System sprechen kann, da bei einem Menschen, der über Sprachkompetenz im Schriftlichen wie im Lautlichen verfügt, Input auf einer der beiden Ebenen unweigerlich eine Aktivierung des sprachlichen Wissens

Elemente – seien sie etwa phonologischer, morphologischer, lexikalischer oder gar syntaktischer Natur –, die sich für Menschen wahrnehmbar äußern, seien in ihrer Gesamtheit als *Phänotyp von Sprache* verstanden, wenn sie tatsächlich wahrgenommen werden.⁴⁰ Wenn im Folgenden also von der *Phänotypisierung* eines sprachlichen Elements⁴¹ die Rede ist, so ist damit gemeint, dass das ent-

der jeweils anderen Ebene nach sich zu ziehen scheint (vgl. dazu Dietrich/Gerwien 2017: 217-219 sowie allgemein zum Sprachverstehen 163-222).

⁴⁰ Insofern unterscheidet sich das hiesige Verständnis eines sprachlichen Phänotyps etwa von dem der Biolinguisten Stephen Anderson und David Lightfoot (2000), die mit dem Ausdruck (engl.) *linguistic phenotype* etwa auf die grammatische Kompetenz eines Menschen verweisen und dem einen *linguistic genotype* gegenüberstellen, der alle Informationen umfasst, die nicht durch Erfahrungen gewonnen werden können und demnach in der genetischen Veranlagung des Menschen begründet sind (vgl. Anderson/Lightfoot 2000: 702 u. 709). Während Anderson und Lightfoot also mit ihrer Terminologie tatsächlich eine Unterscheidung zwischen genetischem Fundament von Sprache (also etwas Außersprachlichem) und deren tatsächlichen Ausprägung (einer Einzelsprache selbst) suchen, wollen wir in dieser Arbeit rein innersprachlich bleiben und die Frage stellen, wann sich Informationen innerhalb eines Sprachsystems wahrnehmbar äußern und wann nicht und ob es sich dabei überhaupt um jeweils identische Informationen handeln kann. Nichtsdestoweniger ist es selbstverständlich, dass die Sprachfähigkeit bzw. -kompetenz des Menschen auch eine genetische Grundlage besitzen muss; diese wird hier – anders als es eben Anderson und Lightfoot (2000) tun – nicht näher untersucht, bleibt aber vorausgesetzte Annahme für die vorliegende Arbeit, die sich der Tatsache bewusst ist, dass Sprachentwicklung beim Menschen nie im Widerspruch zu als zutreffend angenommenen Erkenntnissen der Biologie und der Evolutionsforschung – insbesondere der anthropologischen – stehen kann.

⁴¹ Unter einem *sprachlichen Element* wollen wir dabei die Grundeinheit einer sprachlichen Kategorie im Sinne eines Elements eines sprachlichen Systems verstehen, wobei wir an Ansätze der später noch detaillierter dargestellten Systemtheorie anknüpfen, nach der ein System aus Elementen und den Relationen, die zwischen den Elementen bestehen, sowie den Eigenschaften, die den Elementen innewohnen, besteht (vgl. Fagen/Hall 1956: 18). Je nach Untersuchungsinteresse und dem dementsprechenden Zchnitt eines zu betrachtenden Systems kann ein sprachliches Element etwa ein Phonem im Allgemeinen oder ein Lexem im Allgemeinen sein, aber auch ein ganz bestimmtes Phonem oder ein Lexem, definiert durch dessen Eigenschaften und/oder relationaler Verbindung zu anderen sprachlichen Elementen; aufgrund der bilateralen Gestalt sprachlicher Zeichen ist jeweils zu prüfen, ob das gesamte Zeichen (etwa eine lexikalischen Einheit) oder lediglich deren Ausdrucks- oder Inhaltsseite oder gar nur ein einzelner Aspekt der Inhaltsseite (etwa das Denotat oder ein Merkmal) als sprachliches Element zu gelten hat. Ein sprachliches Element wird in seiner Funktion als Element betrachtet, als sei es unteilbar; nichtsdestoweniger können sprachliche Elemente auch durch Komposition kleinerer Bestandteile generiert worden sein (so sind – bei entsprechender Definition eines betrachteten sprachlichen Systems – auch

sprechende sprachliche Element wahrnehmbar wird und auch tatsächlich wahrgenommen wird⁴² (es meint also einen Prozess, der hier vor allem das Phänomen beschreiben wird, dass rezessive sprachliche Information „dominant“ wird, sich also phänotypisch zu äußern beginnt, oder das Ergebnis dieses Prozesses). Mit dem Kriterium der Wahrnehmbarkeit⁴³ beschränken wir uns, sofern nicht

syntaktische Konstruktionen, Phraseme oder gar Sätze mögliche sprachliche Elemente).

⁴² Ohne eine tatsächlich erfolgende Wahrnehmung findet – physikalisch gesprochen – keinerlei Wechselwirkung statt, was einem sprachlichen Element für den Phänotypisierung jede Relevanz nehmen würde. Es deutet sich hierbei auch eine Analyse aller Existierenden als nur dann relevant an, wenn es mit etwas anderem Existierenden in Wechselwirkung tritt – und dies ist physikalisch nur logisch: Etwas, das mit dem Universum selbst und auch mit allem, was in ihm existiert, nicht in Wechselwirkung steht, befindet sich notwendigerweise in einer hermetisch verschlossenen Umwelt.

⁴³ Aufgrund des Kriteriums der Wahrnehmbarkeit ist gemäß der hier bereits entwickelten und noch zu entwickelnden Terminologie das Begriffspaar *Genotyp – Phänotyp* nicht mit dem Begriffspaar *Kryptotyp – Phänotyp* nach Benjamin Whorf zu verwechseln. So beschreibt dieser den *Kryptotyp* als „eine unter der Oberfläche der Worte liegende, subtile, schwer faßliche Bedeutung, die keinem wirklichen Wort korrespondiert und die doch durch die linguistische Analyse als funktionell wichtiges Element in der Grammatik aufgezeigt werden kann“ (Whorf 2008: 116). So ordnet er etwa Bedeutungen (und mit ihnen die ihnen konventionell zugeordneten Ausdrücke) wie ‚bewegen‘, ‚heben‘, ‚ziehen‘, ‚stocken‘, ‚setzen‘, ‚stellen‘ und ‚legen‘ einem Kryptotyp, der „die Verben gerichteter Bewegung“ (Whorf 2008: 116) umfasst zusammen; demgegenüber bezeichnet Whorf „jede linguistische Kategorie mit einer klar zutage liegenden Klassenbedeutung und einem sie begleitenden formalen äußeren Kennzeichen oder Morphem als einen Phänotyp“ (Whorf 2008: 117). Allerdings ist zu konstatieren, dass ein Angehöriger der Sprachgemeinschaft des Gegenwartsteutschen beim Hören eines Ausdrucks wie dt. *setzen* (z.B. in dt. *Anna setzt den Frosch zurück ins Terrarium.*) durchaus die Sinnrichtung erkennt, d.h. wahrnimmt, dass dt. *setzen* eine „gerichtete Bewegung“ meint – und wird dies wahrgenommen, erfolgt eine Phänotypisierung; d.h. gemäß der hier entwickelten Terminologie ist ein Kryptotyp nach Whorf durchaus etwas, das sich phänotypisch äußern kann. Wenn Whorf gleichzeitig einen Phänotyp als Antonym zum Kryptotyp formuliert, der also nicht Teil des Kryptotyps ist, so ergibt sich hierbei ein völlig anderes Bild als hinsichtlich der hiesigen Terminologie, die den Phänotyp als Untermenge des Genotyps betrachtet (eine Begriffsauslegung, die diesbezüglich im Übrigen auch nicht deckungsgleich mit der üblichen Verwendung der Termini in der Biologie erscheint). Aus diesem Grund mag man Whorfs Definition eines Kryptotyps vielleicht folgen wollen, wenn es darum geht, deutlich zu machen, dass etwa eine lexikalische Einheit einer nicht in ihrem Denotat verankerten Überbedeutung zugeordnet werden kann, doch zu einer Gegenüberstellung eines derartig definierten Kryptotyps gegen einen sprachlichen Phänotyp, wie wir ihn hier definieren wollen, taugt Whorfs Terminologie nicht.

explizit anders formuliert, auf alle Formen menschlicher Wahrnehmung,⁴⁴ was einerseits zur Folge hat, dass der Rezessivitätsbegriff stets perspektivische Aspekte aufweist (hierauf wird im Folgenden noch näher eingegangen), andererseits die Frage aufwirft, was wir unter menschlicher Wahrnehmung überhaupt verstehen wollen. Neben den üblicherweise der sinnlichen Wahrnehmung des Menschen zugeschriebenen Bereichen (wie Hören, Sehen, Riechen usw.) seien explizit auch (bewusste) Gedanken als wahrnehmbar verstanden.⁴⁵ Hierbei wollen wir das Denken als Prozess verstehen und Gedanken als dessen Inhalte bzw. Produkte;⁴⁶ es werden also Denken und Wahrnehmung voneinander unterschieden, Gedanken jedoch wiederum als Wahrnehmungsobjekte begriffen; insofern sei eher einem neurowissenschaftlichen als einem philosophischen Wahrnehmungsbegriff gefolgt.⁴⁷ Nicht als Teil der Wahrnehmung gelten hierbei etwa Reflexe, wohl aber können ihre Ergebnisse wahrgenommen werden.⁴⁸

⁴⁴ Als entscheidend ist anzumerken, dass der jeweilige Wahrnehmende stets Teil der Umwelt des jeweiligen Sprachsystems ist (s. dazu die später in Kapitel 1.5.2.4 folgenden Ausführungen zur Systemtheorie).

⁴⁵ Im Zusammenhang mit der Frage nach der Perspektivität des Rezessivitätsbegriffs wird darauf noch näher eingegangen werden; doch wer möchte etwa daran zweifeln, dass Gedanken, Träume oder Emotionen Teil menschlicher Wahrnehmung sind, die gar von außen wahrnehmbare Folgen nach sich ziehen und das Handeln eines Menschen beeinflussen können.

⁴⁶ In diesem Sinne wollen wir auch *Vorstellungen* – insbesondere solche mit Vergangenheits- oder Zukunftsbezug – als Gedanken begreifen, sofern sie bewusst erfolgen.

⁴⁷ So wird *Wahrnehmung* in den Neurowissenschaften als „ein durch Kognitionen moduliertes Produkt aufgefasst“ (Jäncke 2013: 226), wogegen in der Philosophie für gewöhnlich eine Trennung von Kognition und Wahrnehmung behauptet wird.

⁴⁸ Da insbesondere die Definitionen zu *Denken*, *Bewusstsein* und *Vorstellung* in zahlreichen Disziplinen wie z.B. den Neurowissenschaften, der Psychologie, der Anthropologie, der Philosophie und auch der Linguistik zwar viel diskutiert, jedoch – vor allem in Detailfragen – höchst umstritten und uneinheitlich sind, wollen wir auf eine Diskussion der entsprechenden Diskurse hier verzichten und stattdessen auf anerkannte Grunddefinitionen zurückgreifen. Dazu gehört insbesondere die Abgrenzung zwischen Denken und Wahrnehmung, die Feststellung des prozesshaften Wesens des Denkens, das Bezeichnen der Denkinhalte oder Denkprodukte als *Gedanken* und das Kriterium der „Erlebbarkeit“ für das Bewusste (s. dazu etwa Roth 1999: 345-348, Sauermost 2001: 185, 2004b: 257, Wuketits 2000: 215-217 sowie Zwahr 2006a: 804f, 2006d: 441-444, 2006e: 306). Ferner sei *Denken* allgemein verstanden als „die Fähigkeit eines Lebewesens [oder einer KI (Ergänzung von Eike Decker)], die Außenwelt nicht nur wahrzunehmen, sondern auch sozusagen innerlich zu repräsentieren“ (Wuketits 2000: 215); es setzt „die Repräsentation der Wahrnehmungen und Informationen als Denkgegenstand oder -inhalt voraus“ (Zwahr 2006d: 441f), was wir mit dem Terminus *Gedanken* beschreiben können. *Bewusstsein* ist etwa fassbar als „die Beziehung des Ich auf einen äußeren oder inneren Gegenstand[, als] das unmittelbare Wissen des Subjekts um geistige und seel[ische] Zustände, die es erfährt [und] auch [als] das

Insofern ist der hier verwendete Wahrnehmungsbegriff schwerlich von *Aufmerksamkeit* im neurowissenschaftlichen Sinne (s. dazu etwa Jäncke 2013: 332-336) zu unterscheiden, was schon allein deshalb angebracht erscheint, weil derzeit keine Arbeit vorliegt, die beweisen könnte, dass Sprache zwangsläufig an Aufmerksamkeit gebunden sein muss.

In Konsequenz heißt das, dass wir etwa die lexikalische Einheit⁴⁹ dt. *Hund* ‚Hund‘ auch dann als Teil des sprachlichen Phänotyps verstehen wollen, wenn sie nur (bewusst) gedacht wird.⁵⁰ Daraus ergibt sich für kommunikative Situationen auf akustischer Basis, dass die Phänotypisierung eines Ausdrucks immer in einem etwaigen Sender kognitiv stattfindet, ehe dieser den Ausdruck lautlich phänotypisiert und somit für einen etwaigen Empfänger wahrnehmbar macht; hört letzterer die Lautäußerung des Senders, so stellt diese Wahrnehmung eine

Aufmerken auf einzelne Erlebnisse“ (Zwahr 2006a: 804). *Wahrnehmung* lässt sich wiederum beschreiben als „bewußtes Erkennen eines Objekts [...] oder Sachverhalts durch Sinnes-Empfindungen [...] und begriffliche Einordnung in die innere Repräsentation der Welt, in diesem Sinne eine einheitliche Leistung aus Sinnesmeldung und einsichtiger [...] Verarbeitung im Zentralnervensystem, was auch Interpretation einschließt“ (Sauermost 2004b: 257), wobei – wie erwähnt – im hiesigen Verständnis auch Gedanken, die nicht notwendigerweise auf aktuelle Sinnesempfindungen beruhen – wohl aber (zumindest in Teilen) auf vergangene Sinnesempfindungen fußen –, als Wahrnehmungsobjekte begriffen werden; insofern wird hier ein „erweiterter“ Wahrnehmungsbegriff angewandt.

⁴⁹ Unter einer lexikalischen Einheit wollen wir Einträge im Mentalen Lexikon verstehen (vgl. Dietrich/Gerwien 2017: 30 folgend), die aus je einem (lexikalischen) Ausdruck und einem damit verbundenen (lexikalischen) Inhalt bestehen (Cruse 1986: 23 folgend).

⁵⁰ Da ausgeschlossen werden kann, dass alle lexikalischen Einheiten, die im Lexikon einer Einzelsprache oder im Mentalen Lexikon eines menschlichen Individuums gespeichert sind, gleichzeitig wahrnehmbar sind (dies muss wohlgemerkt etwa für KIs nicht gelten), führt das zu der Frage, ob eine Einheit wie dt. *Hund* ‚Hund‘ als rezessiv – also nicht phänotypisch wahrnehmbar – gelten muss, wenn sie zu einem bestimmten Zeitpunkt weder gedacht noch sonst wie geäußert bzw. gesendet oder rezipiert bzw. empfangen wird. Tatsächlich wird uns diese Frage im Verlauf dieser Arbeit immer wieder begegnen und sich als durchaus zentral erweisen; sie führt tief in das hier vorgestellte Modell und kann daher an dieser Stelle noch nicht umfassend beantwortet werden. Dennoch sei hier der in dieser Arbeit vertretende Standpunkt thesenhaft dargeboten: Ja, lexikalische Einheiten, aber auch alle anderen sprachlichen Elemente, die zu einem bestimmten Zeitpunkt für kein Individuum, dass dem Untersuchungssprachsystem angehört, wahrnehmbar sind, sind als rezessiv zu betrachten, auch wenn sie für gewöhnlich dennoch pauschal als Teil des Lexikons einer Einzelsprache – oder gar nur eines Individuums – bezeichnet werden.

zweite Phänotypisierung dar (nämlich durch den Empfänger).⁵¹ Phänotypisierungen können also sowohl das Ergebnis von Sprachproduktion als auch das Ergebnis von Sprachrezeption sein; ferner sind sie als *Perzept*, d.h. Wahrnehmungsergebnisse (s. dazu etwa Jäncke 2013: 211), interpretierbar.

Der Terminus *Phänotypisierung* reicht dabei inhaltlich zunächst nah an den der *Realisierung* heran, der in der Linguistik insbesondere zur Bezeichnung von sprachlichen Begebenheiten auf Ebene der *parole* nach de Saussure, also dem Sprachgebrauch,⁵² als etabliert gelten kann; sowohl *Realisierung* als auch *Phänotypisierung* meint einen individuellen Akt und das Konkrete im Sinne von etwas Wahrnehm- und kognitiv Verarbeitbarem, obgleich de Saussure letzteres nicht so explizit werden ließ (s. dazu etwa auch Saussure 2001: 16). *Realisierung* kann in dieser Arbeit daher mitunter synonym für *Phänotypisierung* verwendet, gerade weil damit auf bestehende Sprachkonventionen innerhalb der Linguistik im Sinne des Verständnisses gewinnbringend aufgebaut werden kann. Nichtsdestoweniger sei für den Gebrauch und die Etablierung von *Phänotypisierung* gerade dort plädiert, wo es tatsächlich um den Wahrnehmungsprozess an sich oder dessen Ergebnis geht, da dieser Terminus in Anlehnung an die Biologie erstens verdeutlicht, dass eine tatsächliche Wahrnehmbarkeit für die Kategorisierung von entscheidender Bedeutung ist, und zweitens die evolutionsbedingt unbestreitbare Nähe biologischer und sprachlicher Systeme zum Ausdruck bringt, die in dieser Arbeit noch mehrfach diskutiert werden wird; drittens erscheint der Terminus *Realisierung* dahingehend als unpräzise, als dass er suggeriert, dass alles, was gerade nicht „realisiert“ ist, per se nicht real, nicht existent sein kann. Dass dies aber eine höchst fragwürdige Einschätzung darstellt, wird spätestens im Rahmen der noch folgenden Besprechung probabilistischer Ansätze deutlich werden.⁵³

⁵¹ Diese kurze Einführung bezieht sich explizit nur auf die Ausdrucksseite. Bei der Verknüpfung selbiger mit einer Inhaltsseite kann es zwischen Sender und Empfänger zu Differenzen kommen, die man gemeinhin als „Missverständnis“ bezeichnen würde; Sender und Empfänger können dabei also eine identische Ausdrucksseite in einer einzigen Äußerung inhaltsseitig unterschiedlich phänotypisieren (hierbei bleiben wir in diesem Falle idealisierend, da wir ausblenden, dass zwei oder mehr Individuen tatsächlich zu keiner vollständig identischen Wahrnehmung eines Ausdrucks gelangen werden, weil dies schon individuelle Unterschiede des Hörapparats verhindern müssen).

⁵² Siehe dazu und zum zugehörigen Terminus *langue* etwa Saussure 2001: 13-18.

⁵³ Besser als *Realisierung* wäre ebenso der Terminus *Aktualisierung* geeignet, den etwa Niklas Luhmann im Rahmen eines probabilistischen Aspekts seiner Systemtheorie verwendet (s. Luhmann 1987: 100). Davon abgesehen ist er dem Terminus *Phänotypisierung* aber in allen anderen genannten Punkten, in denen dieser dem Terminus *Realisierung* vorzuziehen ist, ebenso unterlegen; deshalb und weil Aktualisierung in

An dieser Stelle sei darauf hingewiesen, dass die Untersuchung rezessiver Information in Sprache zwangsläufig nur von Betrachtungen des sprachlichen Phänotyps ausgehen kann; dies liegt in der Natur der Sache: Da der sprachliche Phänotyp dadurch gekennzeichnet ist, dass er alle wahrnehmbare und wahrgenommene Information umfasst, ist der Zugang zu rezessiver Information nur dort möglich, wo diese auf Grundlage phänotypisch wahrnehmbarer Information abgeleitet werden kann.⁵⁴ Aus diesem Grund ist nicht auszuschließen, dass es weitere rezessive Information in Sprache gibt, zu der (bisher) kein Zugang gewonnen werden kann.⁵⁵

Wie in der Biologie sei in dieser Arbeit davon ausgegangen, dass dem Ausdruck *Phänotyp* immer ein *Genotyp* zur Seite gestellt werden muss, dass also auch in Sprache mehr Information gespeichert ist, als anhand des Phänotyps wahrgenommen werden kann. Hierbei stoßen wir zwangsläufig wieder auf die Frage, ob man von „Genen“ in Sprache sprechen kann und falls ja, was genau darunter zu verstehen ist.

Etymologisch geht der Ausdruck *Gen* auf griechisch *génos* ‚Herkunft‘ zurück (vgl. Kluge 2011: 346) und verweist somit notwendigerweise darauf, dass von ihm etwas aus- oder fortgegangen ist. Noch deutlicher wird dies angesichts des stammverwandten Verbs lat. *generāre* ‚erzeugen‘ (vgl. Kluge 2011: 346f u. 349). Somit kann der Ausdruck *Gen* zumindest etymologisch so aufgefasst werden, dass er die Eigenschaft eines Gens impliziert, etwas hervorzubringen, und das, was hervorgebracht wird, entspricht dabei dem Phänotyp. In der Biologie bringen rezessive Allele eines Genes jedoch unter bestimmten, im vorigen Kapitel dargestellten Bedingungen den Phänotyp eben nicht (und noch nicht einmal teilweise) hervor. Ein Gen besitzt demzufolge also nur die Anlage dazu, etwas hervorzubringen; ob es „zum Einsatz“ kommt, ist von weiteren Faktoren abhängig, die dem Gen alleine nicht inhärent sind. Wenn wir also von „Genen in Sprache“ sprechen – wohl wissend, dass dies nur eine vorläufige Arbeitsbeschreibung sein kann –, so würden wir damit Elemente meinen, die in der Sprache verankert sind oder sie bilden, und die Information – welcher Art auch immer

der Sprachwissenschaft als weniger etabliert gelten kann, bleibt *Phänotypisierung* für das, was er beschreiben soll, der präferierte Terminus.

⁵⁴ Genau genommen stellt bereits ein derartiger Ableitungsvorgang eine Phänotypisierung der jeweiligen rezessiven Information dar, die somit ihren rezessiven Charakter (zumindest vorübergehend) verliert.

⁵⁵ Zumindest mit den Methoden der Linguistik, die in dieser Arbeit angewandt werden, scheint der Zugang zu derartiger rezessiver Information nicht möglich; es ist allerdings nicht auszuschließen, dass in Zukunft mithilfe von anderen Disziplinen (wie den Kognitionswissenschaften) auch rezessive Informationen, die nicht phänotypisch ableitbar sind, nachweisbar werden.

– tragen und zwar unabhängig davon, ob diese Information an der Ausprägung eines sprachlichen Phänotyps beteiligt ist oder nicht. In Anlehnung an den biologischen Ausdruck kann unter dem *Genotyp von Sprache* bzw. dem *sprachlichen Genotyp* also die Gesamtheit der in einem (gegen eine Umwelt abgegrenzten) Sprachsystem gespeicherten Informationen verstanden werden.⁵⁶ Hierbei ist zu

⁵⁶ Das Begriffspaar *Genotyp – Phänotyp* fand in der Vergangenheit bereits vereinzelt Anwendung in der Linguistik, so etwa im Rahmen von Untersuchungen zur von Noam Chomsky vermuteten Universalgrammatik, wobei letztere als Genotyp der Sprache, die tatsächliche Ausprägung von einzelsprachlicher Grammatik dann jeweils als Phänotyp verstanden wurde (so beispielsweise bei Lightfoot 1982: 22). Allerdings lässt diese Sichtweise die Semantik fast völlig außen vor und bedeutet, wenn man die bisherigen Definitionen dieser Arbeit darauf anwenden würde, dass jede einzelsprachliche Grammatik immer wahrnehmbar sein müsste; aus diesen Gründen wollen wir uns dieser Art der Anwendung des Begriffspaares auf Sprache nicht anschließen. Im hiesigen Verständnis ist der Genotyp von Sprache zwar etwas, das die Gesamtheit der in einer Sprache gespeicherten Informationen umfasst, und insofern ist er von Untersuchungssprache zu Untersuchungssprache als verschieden anzunehmen und zwar in Abhängigkeit des jeweils gewählten Zuschnitts des untersuchten Sprachsystems, d.h. seiner Abgrenzung gegen eine Umwelt; somit ist der Terminus *Genotyp*, wie er hier gebraucht wird, nicht mit einer Universalgrammatik gleichzusetzen, genauso wenig wie er – wie bereits erwähnt – auf tatsächliche (biologisch) genetische Grundlagen von Sprache referiert.

In der sowjetischen Forschung zur generativen Grammatik war es Sebastian Šaumjan (s. Šaumjan 1971b), der diesbezüglich ein Zwei-Stufen-Modell bestehend aus Genotyp und Phänotyp formulierte: Nach Šaumjan generiert die (zunächst ihrerseits zu generierende) Grammatik einer genotypischen (und ersten) Stufe die Grammatik einer phänotypischen (und zweiten) Stufe, wobei letztere die Grammatik einer Einzelsprache, wie sie beobachtbar ist, sein kann (vgl. Šaumjan 1971b: 136-140). Die Grammatik der genotypischen Sprache ist dabei eine ideale Grammatik, die eine ideale Sprache beschreibt (vgl. Šaumjan 1971b: 140) und – auch, aber nicht nur, weil (zumindest von den Übersetzern der deutsch- und der englischsprachigen Versionen der Arbeiten Šaumjans) „genotypische Sprache“ singularisch und „phänotypische Sprachen“ pluralisch verwendet wird (s. Šaumjan 1971b: 140 sowie für das Englische Šaumjan 1971a: 310) – wohl wiederum als Universalgrammatik interpretiert werden kann. Auch von dieser Vorstellung wollen wir uns hier distanzieren: Der sprachliche Genotyp, wie wir ihn verstehen wollen, stellt zwar Informationen bereit, von denen alle als Teil des Phänotyps auftreten könnten, es aber stets höchstens ein Bruchteil tut, aber dem Genotyp wird dabei nicht nachgesagt, den Phänotyp zu generieren; vielmehr kann der sprachliche Phänotyp zwar auf Basis des sprachlichen Genotyps „generiert“ werden, wobei ferner aber Umweltfaktoren die Gestalt des Phänotyps mitbestimmen können (so kann eine auf Basis des Genotyps geplante lautliche Äußerung von dt. *Hubschrauber* ([hu:pʃraʊbɐ]) etwa durch einen (der Umwelt des Sprachsystems zuzuordnenden) Hustenreiz des Sprechers deformiert und zu dt. **Hubschra* ([hu:pʃra]) verkürzt werden), dennoch bleibt eine derartige „Generierung“ nicht mehr als eine Reduktion der Informationsmenge des sprachlichen Genotyps zum sprachlichen Phänotyp (insbesondere ein Transformation findet hierbei nicht statt) –

betonen, dass sowohl der sprachliche Geno- als auch der sprachliche Phänotyp stets für ein einzelnes Individuum, aber auch für ein Kollektiv (eine Sprachgemeinschaft) definiert und betrachtet werden kann,⁵⁷ wobei für diese Arbeit insbesondere Letzteres von Interesse ist, da es sich bei einer entsprechenden Kollektivebene etwa um eine Einzelsprache handeln kann. Während wir den sprachlichen Phänotyp dabei allerdings als äußerst variabel und instabil betrachten, werden wir später sehen, dass es gute Gründe gibt, den sprachlichen Genotyp als etwas Konstantes und für jedes Sprachsystem identisches anzunehmen; dies bedeutet, der sprachliche Genotyp wird als das verstanden, was Sprachsysteme in ihrem Kern ausmacht. Dabei sollten wir uns jedoch vor Augen führen, dass das hier entworfene bzw. zu entwerfende linguistische Informationsmodell eben ein Modell ist, das der Wissenschaft dienen soll, komplexe linguistische Zusammenhänge zu formalisieren und zu erforschen; es sollte nicht als direkte Wiedergabe einer Wirklichkeit verstanden werden.⁵⁸ Definitiv gilt ferner, wenn G für die Menge der Information im sprachlichen Genotyp, P für die Menge der Information im sprachlichen Phänotyp und R für die Menge rezessiver Information steht: $G = P \dot{\cup} R$.⁵⁹

Da *rezessiv* in der Biologie für gewöhnlich im Zusammenhang mit seinem Antonym *dominant* gebraucht wird, sei auch letzterer Ausdruck kurz für die Linguistik nutzbar beschrieben. Als *dominant* wollen wir in Hinblick auf Sprache im Gegensatz zu *rezessiv* all jene Informationen verstehen, die rezessive Informationen derart überlagern, dass letztere nicht mehr wahrgenommen wer-

d.h. eine „Auswahl“ genotypischer Information determiniert im Falle einer Phänotypisierung den Phänotyp. Ferner sei erwähnt, dass hier anders als bei Šaumjan genotypisch auch keine Idealisierung sprachlicher Elemente angenommen wird (es sei denn man möchte die Gesamtheit der Gestaltmöglichkeiten eines sprachlichen Elements als „ideal“ ansehen und eine jede Reduktion dieser Gesamtheit als Störung des Idealzustands).

⁵⁷ Ausführliche Ausführungen dazu finden sich in Kapitel 1.5.2.3 dieser Arbeit.

⁵⁸ Die Anwendung des Begriffs *Gen* an sich auf Sprache erscheint hingegen auch gerade deshalb in der linguistischen Terminologie und der, die in dieser Arbeit noch ergänzt wird, überflüssig und wird nicht weiter bemüht werden, auch um voreiligen Unterstellungen, man würde hier biologische Termini stumpf auf Sprache übertragen, vorzubeugen; denn natürlich bedarf jede derartige Übertragung eines ausreichenden Grundes, einer ausreichenden Schnittmenge und einer ausreichenden Anpassung an das neue Beschreibungsgebiet, in dem ein zu übertragener Begriff zur Anwendung kommen soll.

⁵⁹ Nimmt man die Existenz einer Universalgrammatik an, so ist diese in das hiesige Modell als Teil des sprachlichen Genotyps zu integrieren und nicht als weitere separate Ebene. Eine angeborene Universalgrammatik würde somit den Grundstock des sprachlichen Genotyps bilden, der im Laufe des Lebens erweitert werden kann.

den können. In Anlehnung an das Beispiel von sieb.-sächs. *auch* aus den einleitenden Ausführungen würde dies bedeuten, dass – wenn die Grundannahme der Rezessivität in diesem Fall als wahr angenommen wird – in der Zeit, in der die Bedeutung ‚und‘ für *auch* (bzw. seine Vorgängerformen) rezessiv gespeichert war, ehe sie wohl im Rahmen des Sprachkontakts mit dem Rumänischen wieder zum Vorschein kam (vgl. Shinohara 2016: 71f), all jene Bedeutungen, in denen *auch* nachweisbar ist (wie etwa ‚auch, ebenso, ebenfalls, sogar‘) als dominant zu gelten haben. Anders als in der klassischen Biologie wollen wir die Phänomene der Rezessivität und der Dominanz in diesem Zusammenhang aber durchaus als veränderlich begreifen: Nach dem Wiederauftreten der bisher rezessiv gespeicherten Bedeutung ‚und‘ für sieb.-sächs. *auch* muss ‚und‘ als Teil des Phänotyps der Sprache und somit als dominant gelten. Eine vollständige Analyse der etwaigen Rezessivität im Falle von sieb.-sächs. *auch* wird an späterer Stelle in dieser Arbeit erfolgen.⁶⁰ Insgesamt wird sich der Begriff der Dominanz jedoch als weitgehend unfruchtbar für das in dieser Arbeit zu erarbeitende Modell erweisen, sodass er tatsächlich vernachlässigt werden kann.

⁶⁰ Im Falle von polysemen oder homonymen Begriffen ergibt sich für die Linguistik natürlich ein weiteres Problem: Da für gewöhnlich nur eine begrenzte Zahl an Semen und oft nur gar ein einziges im Rahmen einer sprachlichen Äußerung zur Anwendung kommt und hierbei von Sender und Empfänger möglichst gleich wahrgenommen werden sollte, stellt sich die Frage, inwiefern sich überhaupt „messen“ lässt, welche Bedeutungen, die sich im Sprachgebrauch phänotypisch äußern, ein bestimmtes sprachliches Zeichen zu einer bestimmten Zeit trägt. Angesichts der enormen Menge an Datenmaterial, welche hierbei für jedes heranzitierte Beispiel ausgewertet werden müsste, um eine repräsentative Einschätzung dessen gewährleisten zu können, muss im Rahmen dieser Arbeit auf eigenständige Korpusanalysen verzichtet werden. Vielmehr wollen wir uns auf die Arbeit von Lexikografen verlassen, die nicht weniger tun, als Bedeutungen von Worten zu sammeln, die aus dem Sprachgebrauch einer bestimmten Zeit phänotypisch herauszulesen sind. Dabei zeigt sich also, dass Rezessivität nicht nur – wie im vorliegenden Kapitel gezeigt wird – hinsichtlich des Rezipienten eines sprachlichen Zeichens, sondern auch in zeitlicher Hinsicht perspektivisch ist. Nehmen wir an, an einem Tag wird das Wort dt. *Schloss* in der Sprachgemeinschaft des Gegenwartsteutschen nur in seiner Bedeutung ‚Palast, prunkvolles Gebäude‘ verwendet; wohl niemand käme dann auf die Idee, dass die Bedeutung ‚Verriegelung‘ (etwa im Sinne eines Türschlosses) bereits verloren sei (tatsächlich ist sie hingegen vielmehr rezessiv geblieben). Würde man letztere Bedeutung jedoch für einhundert Jahre oder gar mehr für *Schloss* nicht belegt finden, so fiel das Urteil wohl anders aus, man würde tatsächlich von vollständigem Schwund ausgehen. Ähnlich wie bei sprachtypologischer Abgrenzung verschiedener Sprachstufen müsste hier also eine zu gewissem Grade willkürliche Grenze gezogen werden. Genauer könnte man also sagen: Es ginge weniger darum, Bedeutungen eines Wortes zu einem bestimmten Zeitpunkt, sondern vielmehr in einem bestimmten Zeitraum zu fassen. All dies wird aber mit dem Rezessivitätsmodell dieser Arbeit verworfen, denn, wie noch gezeigt werden wird, ist jedes sprachliche Element zu jedem Zeitpunkt, in

Hinsichtlich der Anwendung des Allgemeinen Rezessivitätsmusters auf Sprache muss des Weiteren auf ein Phänomen eingegangen werden, das für Fragestellungen in der Biologie bisher ohne erkennbare Relevanz war: die Perspektivität. In seiner soeben eingeführten allgemeinen Bedeutung, sollten wir des Faktors der Perspektivität an einigen Stellen eingedenk sein. Denn wenn die Einstufung von Information als „rezessiv“ davon abhängig ist, ob sie wahrnehmbar ist bzw. wahrgenommen wird, stellt sich die Frage, was genau das bedeutet. Davon hängt wiederum ab, ob rezessive Information in Sprache überhaupt auffindbar ist (und zwar unabhängig davon, ob sie existiert). Von besonderer Wichtigkeit ist hierbei also der Wahrnehmende – und genau hierin liegt der Ursprung der Perspektivität des Allgemeinen Rezessivitätsmusters, denn konsequenterweise müssen wir Folgendes feststellen: (Szenario 1) Wenn A (als Sender)⁶¹ ein Wort wie *Hund* lautlich äußert und dies von B (als Empfänger) gehört wird, so nimmt B die Äußerung von A wahr, womit unstrittig ist, dass die (ausdrucksseitige) Information von *Hund* hier nicht rezessiv ist, sondern phänotypisiert wurde. Wie verhält es sich aber, (Szenario 2) wenn B taub ist und auch nicht sieht, wie A die Laute der Äußerung mit seinem Mund formt? In diesem Fall würde B keine Phänotypisierung von *Hund* vornehmen, weil er die Äußerung nicht wahrnimmt – aus der Perspektive von B wäre *Hund* also als rezessiv zu begreifen. Allerdings wird der Sender A seine eigene Äußerung sehr wohl wahrnehmen – aus seiner Perspektive muss *Hund* also als phänotypisiert gelten.

dem es nicht wahrnehmbar ist bzw. auch wahrgenommen wird, als rezessiv zu betrachten.

⁶¹ Die Ausdrücke *Sender* und *Empfänger* werden in dieser Arbeit im üblichen Sinne verwendet, wie es unter anderem etwa Karl Bühler (1999) oder Friedemann Schulz von Thun (2006) tun, auf deren Werke zur Sprach- bzw. Kommunikationstheorie hier verwiesen sei. (Es sei an dieser Stelle angesichts des gegenwärtig herrschenden Zeitgeists, der leicht zu Empörung neigt, darauf hingewiesen, dass in der vorliegenden Arbeit in der Regel auf sogenanntes „Gendern“ verzichtet wird und stattdessen das übliche generische Maskulinum bevorzugt wird. Grund hierfür ist einerseits die Tatsache, dass Konstruktionen wie „Empfängerinnen und Empfänger“ zu einer unübersichtlicheren Gestalt des Textes führen und andererseits das Faktum, dass man in diesem Fall weiterhin argumentieren könnte, dass etwa Transgender keine Berücksichtigung finden. Da in der deutschen Sprache ein alle möglichen Geschlechter und Geschlechtsvarianten umfassendes grammatisches Geschlecht fehlt – denn das Neutrum erscheint eben seinerseits als auf geschlechtsneutrales „Geschlecht“ bezogen – und in dieser Arbeit die Entwicklung und Etablierung eines solchen grammatischen Geschlechts nicht geleistet werden kann und soll, sei auf das übliche generische Maskulinum zurückgegriffen.)

Ähnlich verhält es sich, (Szenario 3) wenn A in Hör- und Sichtweite von B befindlich ist, das Wort *Hund* aber nicht ausspricht, sondern lediglich denkt.⁶² Für B, ja für alle Menschen außer A, ob alleine oder als Gruppe, ist die Information in diesem Fall nicht wahrnehmbar, bleibt also rezessiv – aus Sicht von A wäre sie es jedoch nicht. A denkt den Ausdruck *Hund* und verbindet damit unweigerlich entsprechende Bedeutungen bzw. inhaltsseitige Informationen. Jeder hat vermutlich schon erlebt, dass der Gedanke an etwas, das man als schön empfindet, das Wohlbefinden steigert – Gedanken sind also für den, der sie denkt keinesfalls effektiv, sie sind wahrnehmbar und nicht rezessiv. Eine Auflösung des Perspektivitätsproblems im Rahmen des Allgemeinen Rezessivitätsmusters erscheint also tatsächlich nicht möglich: Der Wahrnehmende ist stets der Phänotypisierer und daher sind Phänotypisierungen auch stets als individuelle Angelegenheiten zu betrachten. Dieses Sachverhalts wollen wir gewahr bleiben, weil er deutlich macht, dass die Suche nach rezessiver Information in Sprache ihren Anfang in den Mentalen Lexika, dem sprachlichen Wissen der Mitglieder einer Sprachgemeinschaft ihren Anfang nehmen muss und sich erst von dort auf eine (abstrakte und modellhaft zu verstehende) Kollektivebene (d.h. hier auf das Lexikon einer Einzelsprache) erweitern lässt.⁶³ Als Phänotypisierer können neben Individuen der Art *Homo sapiens* prinzipiell auch andere denkbare sprachfähige Arten oder zur Sprachverarbeitung befähigte Systeme (wie z.B. künstliche Intelligenzen) fungieren.

Nichtsdestoweniger müssen wir uns im Folgenden bewusst sein, dass Rezessivität stets von einem menschlichen Sehepunkt⁶⁴ aus definiert ist, was an für

⁶² Hierbei wollen wir davon ausgehen, dass tatsächlich an ausdrucksseitige Informationen des sprachlichen Zeichens *Hund* gedacht wird, unabhängig davon, ob es sich dabei um seine Lautform oder seine Schriftform handelt.

⁶³ Auch dies wird an späterer Stelle noch im Detail besprochen werden.

⁶⁴ Hinsichtlich des Ausdrucks *Sehepunkt* wollen wir uns im Wesentlichen nach der Definition Wilhelm Köllers (2004) richten, der diesen explizit „subjektorientiert“ nennt (Köller 2004: 9). „Mit ihm soll darauf aufmerksam gemacht werden, dass Objekte sich nicht von selbst zur Erscheinung bringen, sondern immer von Subjekten von einer bestimmten räumlichen und geistigen Position aus bzw. mit Hilfe einer besonderen methodischen Anstrengung wahrgenommen werden“ (Köller 2004: 9). Ferner geht Köller anschließend davon aus, „dass [es] bei der Konstitution von Wahrheitsinhalten [...] nicht nur einen Informationsfluss vonseiten der Wahrnehmungsobjekte gibt, sondern auch einen Informationsfluss vonseiten der Wahrnehmungssubjekte“ (Köller 2004: 9). Diese Sichtweise wollen wir kritisch im Hinterkopf behalten und an späterer Stelle noch einmal aufgreifen, wo wir sie schließlich teilen werden. Allerdings sei dies erst dann diskutiert und begründet, wenn wir uns ein umfassendes und endgültiges Bild von der Rolle des Wahrnehmenden im linguistischen Rezessivitätsmodell gemacht haben, das ein diesbezügliches Urteil ermöglicht.

sich logisch erscheint, da wir uns mit diesen Ausführungen permanent im Rahmen menschlicher Sprache befinden, die keinesfalls als universell angesehen werden sollte. Dennoch sei eine weitere Einschränkung vorgenommen: Wir bezeichnen im Hinblick auf Sprache alle Informationen als rezessiv, die vom Menschen als Spezies (*Homo sapiens*) aufgrund seiner biologischen Anlagen nicht wahrgenommen werden können. Dazu zählen etwa die Gedanken eines jeweils anderen. Maxime unserer Bewertung bleibt also die biologisch veranlagte Wahrnehmung des Menschen mit all ihren Grenzen; insbesondere hinsichtlich künftig denkbarer Anwendungen des Rezessivitätsmodells durch oder auf künstliche Intelligenzen, sollte man sich jedoch bewusst sein, dass die Beschränkung auf menschliche Wahrnehmung in dieser Arbeit zwar methodisch sinnvoll erscheint, aber keinesfalls als absolut gesetzt ist.

Diese methodischen Überlegungen führen allerdings direkt in tiefer greifende Fragestellungen, die im Mittelpunkt des zweiten Kapitels stehen sollen. Zentral ist dabei die Suche nach einem Ort, an dem Informationen in Sprache rezessiv gespeichert sein können (also ein Ort gewissermaßen analog zum Allel in der Biologie); wie auch hinsichtlich des Mentalen Lexikons sollte hierbei jedoch nicht davon ausgegangen werden, dass ein derartiger Speicherort innerhalb einer linguistischen Arbeit in „materialisierter“ Weise lokalisiert werden kann, wie es etwa für das, was mit Ortsbenennungen wie eine bestimmte Zelle, einen Baum, die Stadt Frankfurt oder die Alpen gemeint sein kann, gelten würde. Daran schließt sich zudem die Frage an, wie rezessive Informationen in Sprache überhaupt auffindbar sein sollen. Hierzu werden wir insbesondere durch Methoden der semantischen Forschung erkennen, dass dies durchaus möglich ist.

Zuvor ein abschließender Kommentar zur in der Einleitung bewusst naiv gebrauchten Wendung von „rezessiver Vererbung“ in Sprache: Angesichts der für die vorliegende linguistische Untersuchung bereits eliminierten Termini *Generation* und *sexuelle Fortpflanzung* muss es uns als völlig unangebracht gelten, im Zusammenhang innersprachlicher Phänomene von „Vererbung“ zu sprechen. Der Ausdruck *Vererbung* erscheint hier lediglich im allgemeineren Sinne als Weitergabe bzw. Übertragung von Informationen angebracht.⁶⁵ Aus diesem Grunde sei im Folgenden der Terminus *Vererbung* vermieden und stattdessen – eingedenk aller etwaigen, beispielsweise perspektivitätsbedingten Problematiken des Ausdrucks *rezessiv*, wie sie in diesem Kapitel dargelegt wurden – von *rezessiver Informationserhaltung in Sprache* gesprochen. Dabei wird durch die

⁶⁵ Die Dudenredaktion definiert *Vererbung* etwa als „Weitergabe von Erbanlagen von einer Generation an die Folgende“ (Dudenredaktion 2015: 1888) bzw. etwas allgemeiner das zugehörige Verb *vererben* unter anderem als „(Eigenschaften, Anlagen o.Ä.) [...] auf die Nachkommen übertragen“ (Dudenredaktion 2015: 1888).

Verwendung des Ausdrucks *Informationserhaltung* anstelle von *Informationsübertragung* erneut der Tatsache Rechnung getragen, dass sich Sprache offenbar eher als transformativ, dabei mitunter zusätzlich selbstduplizierend, aber weniger als über Generationen fortschreitend veränderlich zeigt. Dies schließt jedoch Informationsübertragungen in Sprache nicht generell aus. Sprache als ein System auf Kollektivebene ist dabei im Übrigen stets als abstrakt und modellhaft zu verstehen; zentral und Ausgangspunkt bleiben sprachliche Systeme auf Individualebene.⁶⁶

Und so zeigt sich, dass die Schnittmenge zwischen dem Rezessivitätsbegriff der Biologie und dem hier vorgeschlagenen linguistischen Rezessivitätsbegriff zuletzt informationell ist; sowohl linguistische als auch biologische Rezessivität sind als spezifische Ableitungen eines allgemeineren, informations- und systemtheoretisch greifbaren Phänomens zu verstehen – d.h. das hier vorgeschlagene allgemeine Rezessivitätsmuster ist weder dezidiert biologisch noch dezidiert linguistisch, sondern informationstheoretisch. Insofern verfolgen wir die zunächst biolinguistischen Ansätze zurück auf eine höhere, informationslinguistische Ebene. Zentrale Schnittmenge zwischen biologischen und sprachlichen Systemen bleibt also ihr Wesen als Informationssystem bzw. Information verarbeitendes System. Im weiteren Verlauf der Arbeit werden wir zudem sehen, dass ein wesentlicher Charakterzug von Rezessivität in Sprache in der Veränderung von Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten liegt; sprachliche Elemente werden also im Rahmen von Sprachwandel weniger als neu generiert oder transmittiert verstanden; transmittiert werden vor allem Informationen, die die Phänotypisierungswahrscheinlichkeitsverteilung sprachlicher Elemente verändern.

1.4 – Aufbruch ins Neuland? Der bisherige Forschungsstand

Bevor wir in die linguistische Beweisführung zur Anwendbarkeit des Allgemeinen Rezessivitätsbegriffs sowie des Allgemeinen Rezessivitätsmusters auf Sprache einsteigen, wollen wir einen Blick in die bisherige Forschung werfen. Zunächst kann aber ganz grundsätzlich festgestellt werden, dass die sinnbildliche

⁶⁶ Siehe hierzu insbesondere Kapitel 1.5.2 dieser Arbeit.

Beschreibung von Sprache als „Speicher“ eine durchaus lange, wissenschaftliche wie alltagssprachliche Tradition hat. Nicht umsonst widmet etwa Wilhelm Köller in seiner Monographie zu „Sinnbildern für Sprache“ dieser Beschreibungsvariante ein ganzes Kapitel (s. Köller 2012: 361-397); dabei geht er insbesondere auf philosophische Diskurse und Forschungsmeinungen, die das Sinnbild der Sprache als Speicher betreffen, ein.

Auch grundlegende Vorannahmen des im weiteren Verlauf dieser Arbeit zu erarbeitenden probabilistischen Erklärungsmodells für sprachlichen Wandel spiegeln sich in verschiedenen Beiträgen der bisherigen linguistischen Forschung wider. Da diese Arbeit bemüht ist, übergreifend verschiedene Ebenen von Sprache im Hinblick auf mögliche rezessive Informationen zu betrachten und mithilfe der Theorie von Rezessivität in Sprache zu vereinen, werden Forschungsbeiträge, auf die im Einzelnen aufgebaut wird, in jenen Kapiteln behandelt, wo sie zur Anwendung kommen; nichtsdestoweniger sei hier dennoch auf diejenigen Arbeiten eingegangen, die wesentliche Grundannahmen der vorliegenden Untersuchung teilen und in Richtung des hier formulierten Modells deuten.

1.4.1 – Bisherige Annahmen zur Speichergestalt und Speicherfunktion von Sprache

Bei der Beschreibung von Sprache als „Speicher“ wird Sprache mit unterschiedlichen Ausdrücken in Verbindung gebracht: Sprache wird etwa als *Schatzkammer*, als *Schwamm*, *Museum*, *Ruine*, *Vorrat*, *Gedächtnis*, *Magazin*, *Tafel* oder direkt als *Speicher* bezeichnet (vgl. Köller 2012: 361-397). Angesichts der Vielfalt diesbezüglicher Bezeichnungen lässt sich hinsichtlich der Art, wie sie verwendet werden, vor allem eine Unterteilung in zwei Kategorien begründen: In eine erste Kategorie, die das Sinnbild von Sprache als Speicher metaphorisch, d.h. nur übertragend, versteht, und eine zweite, die Sprache eben nicht übertragend, sondern tatsächlich als dem Wesen nach einen Speicher auffasst.

Die Frage, welcher Kategorie eine Beschreibung zuzuordnen ist, ist dabei nicht immer allgemeingültig zu beantworten und hängt vor allem davon ab, wie der jeweilige Bezeichnungsbenutzer die von ihm verwendete Bezeichnung versteht. So ist die Bezeichnung *Speicher* für Sprache logischerweise metaphorisch aufzufassen, wenn man unter *Speicher* etwas Materielles wie einen Kornspeicher, einen Dachboden oder einen Wassertank versteht. Fasst man *Speicher* al-

lerdings allgemeiner auf, etwa als etwas Konkretes oder Abstraktes, das Konkretes oder Abstraktes ansammelt, so kann diese Bezeichnung für Sprache durchaus als nicht-metaphorisch plausibel gemacht werden. Köller stellt etwa zur Eröffnung seines Kapitels fest, dass „die These, dass sich mit Hilfe der Sprache Wissen objektivieren und für einen späteren Gebrauch speichern lasse, [...] sicherlich unstrittig [ist], wenn nicht trivial“ (Köller 2012: 361). Wir werden an späterer Stelle, wenn wir uns mit Organisation und Funktion des Mentalen Lexikons und der Frage, wie Sprache und sprachliche Zeichen kognitiv bearbeitet werden, auseinandersetzen, noch im Detail erleben, wie die Speicherfähigkeit von Sprache im Gehirn in der Forschung gemeinhin eingeschätzt wird. Dass wir aber mit einem Ausdruck wie dt. *Maus* Informationen verbinden, wie (unter anderem) der, dass das, was mit diesem Ausdruck inhaltsseitig gemeint ist, auf ein kleines, felliges Tier verweist, steht außer Frage. Hierbei sind ganz offensichtlich Informationen im Gehirn bzw. dem menschlichen Kognitionsapparat gespeichert, die mit Sprache verknüpft sind.

Sprache dabei in einem nicht-übertragenden Sinne als *Speicher* zu bezeichnen, lässt sich durchaus rechtfertigen, allerdings nur dann, wenn man unterstellt, dass die Informationen tatsächlich primär in der Sprache und über diese erst sekundär im Gehirn gespeichert sind; andernfalls müsste man Sprache als etwas beschreiben, das auf einen Speicher im Gehirn zurückgreift. Für beides ließen sich wohl Argumente finden und es wäre nicht im Sinne der Zielsetzung dieser Arbeit, auf eine finale Entscheidung zu drängen, die vermutlich ohnehin Psycho- oder Neurologen, letztlich vielleicht sogar Physikern zu überlassen ist. Zentral muss für uns vielmehr sein, wie die Beschreibung von Sprache als Speicher im Rahmen dieser Arbeit und im Sinne des im vorigen Kapitel formulierten Allgemeinen Rezessivitätsbegriffs und Allgemeinen Rezessivitätsmusters zu verstehen ist.

Wenn wir im Folgenden noch auf das Mentale Lexikon und den Zusammenschluss vieler Individuen, die jeweils Träger eines Mentalen Lexikons sind, zu einer Sprachgemeinschaft eingehen, wird sich zeigen, dass das Abstraktum *Sprache* weiterhin ein Abstraktum bleiben wird – es lässt sich im Rahmen dieser Arbeit nicht „materialisieren“. Auch wird eine Lösung des in verschiedenen Wissenschaften höchst umstrittenen Problems, in welchem Verhältnis Sprache und Kognition zueinander stehen, weder angestrebt noch möglich sein. Nicht angestrebt wird diese Ausdifferenzierung vor allem deshalb, weil sie für die Fragestellung dieser Arbeit unerheblich ist. Die Suche nach etwaiger Rezessivität in Sprache muss, will sie tatsächlich Rezessivität belegen, davon ausgehen, dass ein Speicher – ein Ort, an dem Information rezessiv gespeichert bleiben kann – vorhanden ist. Dass dieser Ort in Abhängigkeit von Sprache zu bestimmen ist,

ergibt sich ebenfalls aus der linguistischen Fragestellung. Aber, ob dieser Ort in Sprache selbst liegt oder in der Kognition und dabei im ständigen Austausch mit Sprache und dem Zugriff selbiger ausgeliefert ist, dies ist letztlich für das, was es zu untersuchen gilt, unerheblich und stets eine Frage nach der Abgrenzung eines zu untersuchenden Systems gegen eine Umwelt. Wenn hier nun rezessive Informationen in Sprache gesucht werden, so sind damit Informationen gemeint, die im Zusammenhang mit Sprache – etwa in konkreten Kommunikationssituationen vermittelt werden können. Begreifen wir Sprache in diesem Zusammenhang als Ort des Geschehens, so ist die Beschreibung von Sprache als Speicher durchaus nicht-metaphorisch zu verstehen, wohl aber ist eine derartige Verortung aufgrund fehlender bzw. (bisher) nicht bestimmbarer Materialisierung nur als abstrakte Lokalisierung zu begreifen.

Wie verhält es sich also hinsichtlich nicht-metaphorischen Bezeichnungen von Sprache als *Speicher* bisher? Schon Köller (2012) führt diesbezüglich ein Zitat von Hugo von Hofmannsthal an: „Wenn wir den Mund aufmachen, reden immer zehntausend Tote mit“ (Hofmannsthal 1950: 267). Dieser Aussage mag die Annahme zugrunde liegen, dass sich etwa konventionelle Wortbedeutungen in Diskursen diachron ausformen und so bis in die jeweilige Gegenwart ihrer Verwendung die über die Vergangenheit ihrer Nutzung angesammelten Informationen – oder zumindest Teile davon – übermitteln. Das heißt, mit sprachlichen Zeichen verbundene Informationen sind historisch gewachsen und fungieren als Speicher, da sie Informationen, die sie zu einem Zeitpunkt in der Vergangenheit auf- bzw. konventionell angenommen haben, weiterhin mit sich führen und zwar in dem Sinne, dass alle Informationen, die in einer Gegenwart der Zeichenverwendung mit dem Zeichen konventionell verbunden sind, in einer Vergangenheit gespeichert wurden, was aber mutmaßlich – aufgrund der Möglichkeit von Informationsschwund oder -transformation – nicht zwangsläufig bedeutet, dass alle in der Vergangenheit angenommenen Informationen tatsächlich bis in die jeweilige Gegenwart gespeichert sind (zumindest aber ist die Phänotypisierungswahrscheinlichkeit für bestimmte Informationen zu verschiedenen Zeiten unterschiedlich groß).

Diese Annahme kann auch mittels sprachlicher Phänomene, für deren Analyse kein größerer Zeitraum untersucht werden muss, mit positivem Ergebnis überprüft werden. So lässt sich beispielsweise auf Satz- oder Textebene die Speicherfähigkeit von Sprache unter anderem anhand von Transmissionsalgefügen nachweisen. Unter einem Transmissionsalgefüge ist nach Jochen Bär ein „komplexive[s] Koordinationsgefüge [zu verstehen], bestehend aus mindestens zwei Gliedern: den Transmissionalien“ (Bär 2015: 349). Unter einem *Transmissional* wiederum ist

„ein Zeichen mit Nektorqualität [zu verstehen]: Es vermittelt seine kompaxivgefügeinterne Wertdeterminiertheit kompaxivgefügeextern [...] an mindestens ein Ko-Transmissional (den/die externen Transmissionsadressaten) bzw. bezieht von diesem – insofern dasselbe als Konstituente eines anderen kompaxiven Gefüges erscheint – dessen kompaxivgefügeinterne Wertdeterminiertheit“ (Bär 2015: 349).

Transmissionalgefüge können dabei etwa auf Satz- oder Textebene, aber auch im Bereich von Intertextualität wirken (vgl. Bär 2015: 349). Bär veranschaulicht all dies anhand eines Textabschnitts aus Robert Musils „Der Mann ohne Eigenschaften“, das wie folgt lautet:

„Es soll also auf den Namen der Stadt kein besonderer Wert gelegt werden. Wie alle großen Städte bestand sie aus Unregelmäßigkeiten [...]“ (Musil 1978: 10).⁶⁷

Der Wortverbund *STADT* konstituiert hierbei ein Transmissionalgefüge, das aus den Transmissionalien *Stadt*, *Städte* und *sie* besteht (vgl. Bär 2015: 350).

„Jedes der Transmissionalien ist zugleich Glied eines kompaxiven Gefüges und wird in dessen Rahmen determiniert. *Stadt* ist Attributkern; im Rahmen des Attributionsgefüges, zu dem das Attribut gehört, erfährt man, lediglich, dass die *Stadt*, von der die Rede ist, einen *Namen* hat. Dass sie *groß* ist, entnimmt man einem anderen Attributionsgefüge, in dem die Pluralform *Städte* als Attribuend erscheint“ (Bär 2015: 350).

Die Zuschreibungen eines Namens und der Eigenschaft des Groß-Seins (Merkmal: GROSS) wird im Rahmen des Transmissionsgefüges auch auf das Transmissional *sie* übertragen, das ihrerseits die mit sich verknüpfte Information, dass *sie* „aus Unregelmäßigkeiten [...]“ (Musil 1978: 10) besteht, zur Wertbestimmung von *Stadt* beisteuert (vgl. Bär 2015: 350). Da diese Wertbestimmung im Leseprozess Lesender, die die entsprechende Sprache – hier also das Deutsche – beherrschen, problemlos erkannt werden dürfte, kann man in einem Transmissionalgefüge die Fähigkeit zur Informationsspeicherung in Sprache auf Satz- oder Textebene oder gar darüber hinaus nachweisen. Nichtsdestoweniger ist Sprache hierbei streng genommen als Mittler zu verstehen, der eine Struktur der Speicherverwaltung liefert; tatsächlich ist hier physisch eine neuronale

⁶⁷ Die Auslassung beinhaltet für die hiesige Argumentation nicht relevante Informationen; Bär selbst liefert die entsprechende Textstelle ungekürzt, d.h. unter vollständiger Einbeziehung des Restes des zweiten Satzes sowie eines weiteren, weshalb er auch ein weiteres Transmissional vorfindet, das hier ebenfalls ausgeblendet wird (s. diesbezüglich Bär 2015: 55).

Speicherung anzunehmen (zumindest dann, wenn der jeweilige Sprachbenutzer ein *Homo sapiens* ist).

Insgesamt lassen sich in der Forschung allerhand Beispiele für die Speicherfähigkeit von Sprache oder deren Postulation finden. Ein weiteres wäre etwa in der Semantik die sogenannte *Bedeutungserweiterung*, wenn also einem Ausdruck eine oder mehrere zusätzliche Bedeutungen auf der Inhaltsseite zugeordnet und im Mentalen Lexikon gespeichert werden, ohne dass alte Bedeutungen verloren gehen (vgl. zu Bedeutungswandel etwa Linke et al. 2004: 169). Auch hinsichtlich von Konnotaten ließe sich dies feststellen: So besteht wohl kein Zweifel daran, dass die deutsche Wendung vom *Platz an der Sonne* durch den Gebrauch zur Zeit des Deutschen Kaiserreichs und des Ersten Weltkriegs⁶⁸ eine negative Konnotation erfahren hat, obwohl man sie aufgrund ihrer Bestandteile und diesbezüglicher sprachlicher Konventionen wohl eher als positiv konnotiert verstehen würde.⁶⁹

Die Annahme, dass Sprache in diachroner Hinsicht einen Speicher darstellt, scheint im Übrigen auch schon 1806 Johann Christoph Adelung zum Ausdruck zu bringen, wenn er schreibt, dass Sprache ein

„große[s] Vorrathshaus aller [...] Kenntnisse [des Menschen ist], aus welchem er nicht allein alle Vorstellungen, welche er hat, oder gehabt hat, sich selbst wiederholt [...], sondern auch sein jedesmahliges Bedürfniß mit andern vertauscht, die Vorstellungen, welche er bey ihnen erwecken will, hernimmt, und diejenigen, welche er von ihnen dagegen empfängt, verwahrlich beylegt“ (Adelung 1806: 309).

Im Vorratshaus der Sprache – um in Adelungs Bild zu bleiben – findet ein Nutzer von Sprache also immer das vor, was zuvor von anderen oder auch ihm selbst dort abgelegt worden ist. Mitunter wird daraus sogar abgeleitet, dass sich „in der Sprache das Wissen früherer Generationen festgehalten [findet]“ (Köller 2012: 374).

⁶⁸ So gebrauchte Bernhard von Bülow in einer Reichstagsrede vom 6. Dezember 1897 im Zusammenhang mit der deutschen Kolonialpolitik diese Wendung: „Wir wollen niemand in den Schatten stellen, aber wir verlangen auch unseren Platz an der Sonne“ (Höttsch/Penzler 1907: 8).

⁶⁹ Natürlich ist für das Verständnis der negativen Konnotation ein gewisses historisches Wissen vonnöten; dies spielt aber zur Dokumentation der Speicherung bzw. Speichermöglichkeit zusätzlicher Information im sprachlichen Zeichen (besagter Phrase) keine weitere Rolle, sodass auf einen diesbezüglichen Exkurs verzichtet wird. Und natürlich ist auch zu berücksichtigen, dass besagte Phrase zur Zeit des Kaiserreichs wohl durchaus bewusst eingesetzt wurde, weil sie positiv konnotiert war – die negative Konnotation erfolgte erst nachträglich.

Diese Annahme vertritt im Rahmen seiner Untersuchung zum Sinnbild von Sprache als Speicher auch Köller selbst und erklärt – insbesondere unter Berufung auf Sprachbetrachtungen Georg Wilhelm Friedrich Hegels –, dass man „in jedem Fall [annehmen] kann [...], dass sich in den Formen der Sprache ein Wissen angesammelt hat, das immer einen Einfluss auf die Bildung weiteren Wissens nimmt bzw. auf die Selbstentfaltung des Denkens“ (Köller 2012: 369). In dieser vagen und von Köller auch nicht näher präzisierten Äußerung mag man, wenn man sich auf die Suche nach Rezessivität in Sprache begeben hat, versteckt eine Annahme von selbiger herauslesen, wenn auch in einem recht offenen Sinn; denn Köller sagt nichts anderes, als dass die in Sprache angesammelten Informationen Einfluss auf künftige Denkprozesse und somit ebenso auf künftige sprachliche Innovationsprozesse nehmen. Ohne eine präzise Eingrenzung diesbezüglicher Determination vorzunehmen, behauptet Köller, wenn man seinen Gedanken konsequent fortführt, zumindest implizit, dass – wenn auch nicht totale, so doch zumindest teilweise – Determination künftiger sprachlicher Innovation in einem gegenwärtigen Sprachzustand vorliegen muss.

Einer vergleichbaren Grundannahme folgen wir bei der Suche nach rezessiven Informationen in Sprache. Wir wollen letztlich erstens davon ausgehen, dass Informationen in Sprache erstens historisch gewachsen sind, zweitens, dass diese Informationen Sprachnutzern in ihrer jeweiligen Gegenwart zur Verfügung stehen, sofern sie nicht verlustig gegangen sind, und drittens, dass diese Informationen nicht nur in ihrer direkten Anwendung durch Sprachnutzer in ihrer jeweiligen Gegenwart wirken, sondern dass sie unterschiedliche Elemente auch in ihrer künftigen Verwendung – möglicherweise gar durch künftige Generationen – zumindest innerhalb gewisser Grenzen determinieren; allerdings – und spätestens diesbezüglich scheint Köllers Aussage nicht vorzugreifen – gehe ich viertens auch davon aus, dass bestimmte Informationen in einer Sprache auch über große Zeitspannen inaktiv sein können, sich also nicht „phänotypisch“ äußern. Derartige (rezessiv gespeicherte) Informationen sind erst dann wahrnehmbar, wenn sie durch vermeintliche sprachliche Innovation aktiviert und somit phänotypisiert werden.⁷⁰

Wollte man in Adelungs Bild der Sprache als Vorratshaus bleiben, so wäre etwa die Annahme, dass in diesem Haus Dinge zur Mitnahme bereit liegen, vergleichbar mit der Annahme historisch erwachsener Informationen in Sprache. Die Annahme rezessiver Informationen hingegen bedarf diesbezüglich einer kleinen Modifikation von Adelungs Bild bzw. es muss um eine fast triviale Bemerkung erweitert werden: Rezessive Informationen müssen nämlich vom ins

⁷⁰ Tatsächlich spielt hier vor allem die Veränderlichkeit sprachlicher Metainformation in Form von Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten die entscheidende Rolle.

Vorratshaus tretenden Sprachnutzer erst wahrgenommen werden, ehe er sie mitnehmen kann. Dabei ist es prinzipiell unerheblich, ob der Sprachnutzer eine Ahnung davon hat, was er da mitnimmt, oder nicht; vielleicht greift er gar nach etwas und entdeckt einen Gegenstand vergleichbar mit rezessiver Information erst dann. Doch all dies führt an dieser Stelle schon zu weit: Die später folgenden Kapitel werden ihren Teil dazu beitragen, dass Konzept rezessiver Information in Sprache verständlich zu machen und wissenschaftlich zu begründen.

Am nächsten an das Konzept rezessiver Information in Sprache scheint Sigmund Freud geraten zu sein, als er in seiner „Notiz über den ‚Wunderblock‘“ eine Metapher eröffnet hat, die Vergleichbares für das menschliche Gedächtnis annimmt, wie es in dieser Arbeit für Sprache angenommen wird (s. Freud 1925). Ohne näher auf den von Freud beschriebenen „Wunderblock“ einzugehen, lässt sich zusammenfassend sagen, dass der Psychoanalytiker davon ausgeht, dass

„alle Gedächtnisinhalte in einer Tiefenschicht immer irgendwie erhalten bleiben, selbst wenn sie auf einer Oberflächenschicht wieder verschwinden, und dass nichts vollständig verloren geht, sondern eigentlich nur überlagert, umgestaltet oder fragmentiert wird“ (Köller 2012: 388f).

Aber auch diese Konzeption geht für die Annahme rezessiv gespeicherter Informationen in Sprache fehl, schon weil Freud allein auf die Erläuterung von Gedächtnisstrukturen zielt, sodass eine Analogie zur Sprache nur dann sinnvoll erscheint, wenn man davon ausgeht, dass Informationsspeicherung in Sprache genauso erfolgt wie im Gedächtnis oder sprachliches Wissen und (aktive oder inaktive, gespeicherte) Gedanken identisch sind – da Freud diese Annahme nicht äußert, macht er keine Implikationen für Speichereigenschaften von Sprache. Es steht zwar außer Frage, dass Sprache in der menschlichen Kognition eng mit dem, was gemeinhin als *Gedächtnis* bezeichnet wird, verbunden sein muss, dennoch ist eine gewisse Unabhängigkeit zweifelsfrei gegeben (s. dazu etwa Rickheit et al. 2002: 58-60).

Selbst wenn man annähme, dass Freud mit seiner Beschreibung des menschlichen Gedächtnisses Recht hat, so wäre eine vollständige Übertragung vermeintlicher rezessiver Informationsspeicherung im Gedächtnis auf Phänomene in Sprache genauso, als würde man das Konzept der Rezessivität eins zu eins von der Biologie auf Sprache übertragen – und dies, so wurde ja bereits deutlich, ist aus verschiedenen Gründen eben nicht möglich. Es bedarf in jedem Fall Anpassungen des Konzepts der Rezessivität an das jeweilige Untersuchungsobjekt. Der Allgemeine Rezessivitätsbegriff und das Allgemeine Rezessivitätsmuster

bieten die Möglichkeit einer Übertragung auf verschiedene Informationssysteme – zu diesem Zwecke wurden sie formuliert –, dennoch bleibt der in ihrem Attribut *allgemein* ausgedrückte Anspruch auf prinzipielle Gültigkeit schon aufgrund wissenschaftlicher Sorgfaltspflicht stets von Fall zu Fall zu prüfen. Es besteht durchaus die Möglichkeit, dass Informationssysteme untersucht werden, die zwar weitreichende Parallelen, aber dennoch kleinere Abweichungen zu den Voraussetzungen des Allgemeinen Rezessivitätsbegriff oder Allgemeinen Rezessivitätsmusters aufweisen, sodass die beiden Termini dann gegebenenfalls noch überarbeitet und präzisiert werden müssten. Im Rahmen dieser Arbeit wurden sie als Schnittmenge von Rezessivität in biologischen Objekten (Lebewesen) und Sprache erarbeitet und können diesbezüglich, sofern keine inhaltlichen Fehler nachgewiesen werden können, Gültigkeit beanspruchen, aber nicht zwangsläufig auch darüber hinaus. So gesehen stellen beide Termini ein Angebot an andere Wissenschaften dar, nicht jedoch einen Eingriff in sie.

Zusammenfassend lässt sich also sagen, dass die Annahme einer Speichermöglichkeit der Sprache keine neue, sondern viel eher eine relativ alte darstellt. Wir haben gesehen, dass sie in der Alltagssprache und auch in der Linguistik tief verankert ist und sich in der historischen Semantik genauso wie in der Textlinguistik oder – hinsichtlich Zeichenmodellen oder der Organisation des Mentalen Lexikons – in der kognitiven Linguistik findet (insbesondere mit letzterer werden wir uns in späteren Kapiteln noch eingehend auseinandersetzen). Dennoch bleiben die diesbezüglichen Darstellungen in vielen Fällen allgemeiner oder gar nur bildlicher Natur. Für die Theorie des linguistischen Rezessivitätsmodells wird daher eine umfangreiche terminologische Ortsbeschreibung vonnöten sein, die mitunter gar Neuschöpfungen bedürfen wird.

1.4.2 – „Möglichkeiten“ und „Wahrscheinlichkeiten“ in Sprache und Sprachwissenschaft

Die bildhafte Annahme, Sprache sei ein Speicher, macht noch keine Aussage darüber, wie auf gespeicherte Informationen zugegriffen wird bzw. zugegriffen werden kann. Im Sinne dieser Arbeit ist vor allem zu fragen, ob alle gespeicherten Informationen notwendigerweise durch den Menschen im Sprachgebrauch wahrgenommen werden können. Wenn dem nicht so ist – und diese Meinung wird hier schließlich vertreten –, ist erstens gemäß der bereits vorgestellten

Terminologie derartige, nicht wahrnehmbare Information als rezessiv zu begreifen und zweitens die Frage zu stellen, welche Unterschiede zwischen wahrnehmbaren und nicht-wahrnehmbaren Informationen in Sprache bestehen.

Es ist freilich zu früh, um eine vollständige Diskussion der im Folgenden über viele Kapitel zu erarbeitenden Theorie bereits auszuformulieren – immerhin ist dies das Ziel dieser Arbeit in ihrer Gesamtheit und nicht ihrer einleitenden Kapitel; dennoch sei so viel vorweggenommen: Eine wesentliche Annahme, die im weiteren Verlauf formuliert und umfangreich begründet werden wird, ist die, dass (1.) in Sprache rezessive Informationen existieren, dass (2.) die Kategorisierung von Informationen als „rezessiv“ von Faktoren wie Zeit, Raum, Beobachter (Sender/Empfänger) bzw., zusammenfassend gesagt, von der jeweils gewählten Perspektive abhängig ist, sodass also (3.) prinzipiell jede Information in Sprache rezessiv sein kann, (4.) die Informationen, die tatsächlich im Sprachgebrauch für Menschen wahrnehmbar bzw. phänotypisiert werden, je aus einer Menge konkurrierender, d.h. in der Regel alternativer Informationen „ausgewählt“ werden und (5.) diese „Auswahl“ einer derartigen (phänotypisierten) Information wahrscheinlichkeitstheoretisch beschreibbar ist.⁷¹ Diese Annahme wird letztlich – anknüpfend an bisherige Auseinandersetzungen der Linguistik mit Probabilistik (s. etwa Bod et al. 2003b, darin insbesondere Zuraw 2003 u. Pierrehumbert 2003) – zum Eintreten für ein probabilistisches Erklärungsmodell für Sprachwandel führen, das eine erweiterte Terminologie zur These der Rezessivität in Sprache eröffnet, indem vor allem zwischen Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten für diese Möglichkeiten differenziert werden wird.

1.4.2.1 – Sprachwandel als ein Ensemble von Möglichkeiten?

Die These, dass Sprachwandel vielfach auf dem Vorhandensein unterschiedlicher Möglichkeiten beruht, wurde in der Forschung bereits in einigen Arbeiten vertreten. Hierbei kann etwa Roger Lass herausgestellt werden, der bereits 1980 derartiges formulierte und darauf hinwies, dass auch die Möglichkeit der Nicht-Veränderung als eine dieser Möglichkeiten bei Sprachwandel aufzufassen ist (vgl. Lass 1980: 131). Nicht zuletzt diese Einschätzung wird in der vorliegenden

⁷¹ Anzumerken ist zudem, dass mit der Formulierung von „ausgewählter“ Information nicht notwendigerweise ein „auswählendes“ Agens impliziert sei, auch wenn dies der (insofern zugegebenermaßen etwas unglückliche) Terminus *Auswahl* zunächst suggerieren mag.

Arbeit geteilt werden und ihren Niederschlag im später entwickelten Modell finden.⁷²

Im Bereich der Wortbildung hat etwa Brenda Laca (1986) – aufbauend auf dem Konzept der Motiviertheit – auf den Umstand hingewiesen, dass eine „Diskrepanz zwischen den vom Wortbildungssystem vorgezeichneten Möglichkeiten [...] und der Realisierung dieser Möglichkeiten in der Norm“ (Laca 1986: 599) besteht bzw. bestehen kann. So versteht sie Wortbildungsbeschreibung als Rekonstruktion des „System[s] von Möglichkeiten und Bedingungen [...], nach denen die lexikalische Schöpfung in der untersuchten Sprache erfolgt“ (Laca 1986: 598). Ihre Differenzierung zwischen Möglichkeiten und Realisierung ist dabei der Unterscheidung zwischen Möglichkeiten, die rezessiv im Sprachsystem vorliegen, und jenen, die phänotypisch wahrnehmbar bzw. phänotypisiert oder realisiert werden, sehr nahe. Laca steigt jedoch nicht tiefer in eine Diskussion um „versteckte“ Informationen ein und lässt eine, für eine diesbezügliche Theorie brauchbare Terminologie vermissen, was allerdings verständlich ist, da dies nicht Teil ihres Forschungsinteresses war und sie zur Darstellung ihrer Untersuchung zur Wortbildung keiner weiteren Auseinandersetzung mit solchen Fragen bedurfte.

1.4.2.2 – Ansätze einer probabilistischen Linguistik als Teildisziplin der Linguistik

Eine Diskussion der wesentlichen Anknüpfungspunkte der Linguistik an probabilistische Modelle findet sich schließlich in einem Forschungsbereich, der sich innerhalb der quantitativen Linguistik selbst als *probabilistische Linguistik* bezeichnet und dessen Anliegen und zentrale Forschungsbeiträge etwa im Sammelband „Probabilistic Linguistics“, der 2003 von Rens Bod und anderen herausgegeben wurde, umfangreich beschrieben sind (s. Bod et al. 2003b), obgleich in einigen Beiträgen noch wenig über die bloße Begründung der Notwendigkeit einer probabilistischen Linguistik hinaus argumentiert wird. Leider sind derartige Bestrebungen in der Linguistik bisher – sieht man vielleicht von Teilen der Psycho- und natürlich der Computerlinguistik ab – grundsätzlich recht stiefmütterlich behandelt worden, was ein Grund dafür sein dürfte, dass bis heute

⁷² Die hohe Relevanz, die man der Untersuchung von Kontinuität beimessen sollte, zeigt sich überdies auch in der Arbeit von Paul Gévaudan (2007) zu lexikalischem Wandel, auf die hier später im Zusammenhang mit rezessiver Information auf lexikalischer Ebene des Öfteren Bezug genommen werden wird.

eine terminologische Normierung sowie eine Einpassung etwa in systemtheoretische Ansätze der Sprachbetrachtung – soweit es zu überblicken war – gleichermaßen fehlt wie in evolutions- bzw. biolinguistische. Zudem geht die probabilistische Linguistik zumeist Hand in Hand mit der Computerlinguistik, wo probabilistische Ansätze die Grundlage zahlreicher Modelle sind, die Sprachtechnologien hervorbringen, die mitunter beeindruckende Leistungen zeigen. Hierbei unterscheiden sich diese Modell in der Regel stark von menschlichen Kognitionsprozessen, wie sie im Zusammenhang mit Sprache angenommen werden. Dies führt dazu, dass vielfach probabilistische Ansätze in der Linguistik als kurzgreifend angenommen werden, als etwas, was seinen Platz nur im Computermodell hat. In der vorliegenden Arbeit sei das Gegenteil behauptet: Sehr wohl können probabilistische Elemente Sprache umfassend abbilden – und sind dabei in vielerlei Hinsicht klassischen Sprachmodellen überlegen und plausibler. Das bedeutet jedoch nicht, dass probabilistische Modelle der Computerlinguistik per se auf allgemeinlinguistische Modelle übersetzt werden können. Da die Komplexität menschlicher Kognition noch lange nicht ausreichend erforscht werden konnte, bleiben linguistische Probabilitätsmodell wie das hier vorgeschlagene an einigen Stellen leider noch zu abstrakt, als dass sie direkt in vollfunktionsfähige Programmcodes umgewandelt werden könnten.

Die Begründung für einen probabilistischen Zugang zu Sprache liegt auf der Hand: Sprache ist sowohl synchron als auch diachron von Varianz geprägt, die probabilistisch zu erklären ist, da unterschiedliche Varianten – in Abhängigkeit von außersprachlichen Faktoren wie dem jeweiligen Kommunikationskontext bzw. der Kommunikationssituation oder innersprachlichen wie den jeweils bereits geäußerten sprachlichen Elementen – mit unterschiedlichen Wahrscheinlichkeiten auftreten (vgl. etwa Bod et al. 2003a: 2). Dabei stellt insbesondere die Frequenz sprachlicher Elemente (wie etwa Worten) eine entscheidende Größe dar: Hochfrequente Wörter, d.h. Worte, die innerhalb einer Sprache oder eines bestimmten Kontextes relativ häufig gebraucht werden, werden schneller erkannt als niedrigfrequente; außerdem lässt sich nachweisen, dass Menschen bei der Interpretation mehrdeutiger Wörter dazu neigen, diese gemäß deren häufigsten Bedeutungen zu interpretieren (vgl. Bod et al. 2003a: 3 u. Jurafsky 2003: 40). Im Zusammenhang mit Sprachrezeption bzw. Sprachverarbeitung findet also eindeutig eine Abwägung von Wahrscheinlichkeiten statt. Des Weiteren zeigt sich, dass derartige Wahrscheinlichkeitsverteilungen offenbar auch Einfluss auf Sprachwandel ausüben: Hochfrequente Wörter tendieren etwa dazu, kürzer zu werden, also bestimmten Irregularisierungsprozessen zu unterliegen

(vgl. Bod et al. 2003a: 3 u. (unter Konzentration auf die germanischen Sprachen) Nübling 2000: 290).

Die probabilistische Struktur menschlicher Sprache und Sprachverarbeitungsprozesse ist also vielerorts offensichtlich und deckt sich zudem mit den Erkenntnissen nicht-linguistischer Kognitionswissenschaften (vgl. Manning 2003: 290). Dass das Wissen um sprachlichen Probabilismus in der Mehrheit der linguistischen Arbeiten ausgeblendet wird – was sich erst allmählich und dabei vor allem in den progressiveren Teildisziplinen der Linguistik zu ändern beginnt –, mag man, wie Christopher Manning (2003) es tut, auf Schmähungen des nicht selten fragwürdig umjubelten Aktivisten Noam Chomsky zurückführen,⁷³ die sich hemmend auf die Erforschung probabilistischer Strukturen in Sprache ausgewirkt zu haben scheinen (vgl. Manning 2003: 289f). Es braucht wohl nicht erwähnt werden, dass angesichts der enormen Menge an sprachlichen Daten, die das Gehirn eines sprachfähigen Menschen verwalten muss, eine zweckmäßige und zeitlich schnelle Auswahl vorhandener Information nur (zumindest teilweise) probabilistisch erfolgen kann; vollumfängliche Auswertungen würden sprachliches Handeln in Sekundenbruchteilen selbstverständlich unmöglich machen. Und so ist Mannings Verwunderung über die Tradition des Ignorierens dieser Kenntnisse in der Linguistik (vgl. Manning 2003: 289-291) durchaus nachvollziehbar.

Die Erkenntnis, dass Sprachverarbeitung probabilistisch organisiert ist, hat wiederum Implikationen für Sprachverständnis, Sprachproduktion und Spracherwerb (vgl. Jurafsky 2003: 40), da diese eng miteinander verknüpft sind, wie sich auch später in unserer Auseinandersetzung mit dem Mentalen Lexikon noch zeigen wird. Und so nimmt es nicht wunder, dass sich probabilistische Ansätze auf viele Ebenen und Erscheinungsformen von Sprache anwenden lassen. So ist etwa im Rahmen des Spracherwerbs von Kindern zu beobachten, dass diese ihre Muttersprache z.B. auf phonotaktischer Ebene probabilistisch erlernen, also bestimmte Lautfolgen als in ihrer Muttersprache wahrscheinlicher als andere begreifen und diese dann in der Absicht der Bildung wohlgeformter Ausdrücke präferiert heranziehen (s. Auer/Luce 2005).⁷⁴

⁷³ So erklärt Chomsky etwa, dass die Kenntnis der Wahrscheinlichkeit eines Satzes gänzlich sinnlos bzw. unbrauchbar sei (im Original heißt es: „It must be recognized that the notion ‚probability of a sentence‘ is an entirely useless one“ (Chomsky 1969: 57); Manning bezieht sich in seiner Kritik Chomskys unter anderem ebenfalls auf dieses Zitat (s. Manning 2003: 289)).

⁷⁴ Die Erkenntnis, dass probabilistisch organisiertes Sprachverstehen und Sprachproduzieren sich etwa auch auf die Semantik auswirkt, ist trivial und wird im Laufe dieser Arbeit wesentlich zur Entwicklung des linguistischen Rezessivitätsmodells beitragen. Dass Semantik probabilistisch zu interpretieren ist, wurde ferner bereits von

In der Psycholinguistik lässt sich insbesondere das Phänomen des Primings (auch „Voraktivierung“ genannt) probabilistisch erklären: Dass das Auftreten eines Ausdrucks einen anderen Ausdruck in der Folge leichter verständlich macht,⁷⁵ liegt insbesondere daran, dass manche Ausdrücke besonders oft gemeinsam auftreten (etwa im selben Text oder Satz), dass Ausdruck *A* also das Auftreten von Ausdruck *B* wahrscheinlicher macht (auch hier spielt demnach wieder die Frequenz eine wesentliche Rolle, genauer: die Frequenz innerhalb eines bestimmten Kontexts) – aus diesem Grund ist eine probabilistisch angelegte Sprachverarbeitung auch von praktischem Vorteil (s. dazu etwa Linke et al. 2004: 391). (Hierbei lässt sich wiederum zeigen, dass es sehr wohl allgemeinlinguistisch plausible probabilistische Modelle aus dem Bereich der Computerlinguistik gibt: So analysieren etwa Word-Vektor-Modelle Wörter, indem sie deren jeweilige Begleitwörter in den Fokus nehmen (siehe exemplarisch für ein solches Modell etwa das an der Stanford University entwickelte *GloVe* (s. Manning et al. 2014)).)

Soziolinguistisch lässt sich hinsichtlich der Betrachtung von Varianten fragen, warum ein Sprecher in Situationen, in denen er mehrere Möglichkeiten hat, um dasselbe bzw. etwas sehr Ähnliches auszudrücken, eine Variante einer anderen vorzieht und welche Faktoren hierbei zu berücksichtigen sind (vgl. Mendoza-Denton et al. 2003: 100). Die Möglichkeiten lassen sich dabei in ihrer Gesamtheit als Variable repräsentieren (vgl. Mendoza-Denton et al. 2003: 100). Die Betrachtung unterschiedlicher sprachlicher Register führt dabei zu dem Schluss, dass auch soziale Faktoren die Wahrscheinlichkeiten, die innerhalb von Sprache wirken, beeinflussen (vgl. Mendoza-Denton et al. 2003: 101). Sind solche Ansätze – ähnlich wie der dieser Arbeit – weitgehend deterministisch ausgerichtet (d.h. es wird davon ausgegangen, dass bei Berücksichtigung sämtlicher relevanter Faktoren zuletzt jeweils nur eine Möglichkeit besteht und die Schwierigkeit von Vorhersagen in der Existenz unbekannter Faktoren liegt), verfolgt etwa Ronald Butters (2001) diesbezüglich einen probabilistischen Erklärungsansatz, der unter Einbeziehung soziolinguistischer Studien Zufall als entscheidenden Faktor für Sprachwandel annimmt und nur von einer probabilistischen Determination ausgeht (s. dazu Butters 2001 (insbesondere S. 210)); danach müsste es Wahrscheinlichkeitsverteilungen für bestehende Möglichkeiten geben, von denen eine gemäß dieser Wahrscheinlichkeitsverteilung zuletzt

Ariel Cohen (s. Cohen 2009) behauptet, allerdings bleibt dieser dabei eher an der sprachlichen Oberfläche verhaftet und diskutiert den Nutzen einer probabilistischen Semantik gegenüber der traditionellen Form des Beurteilens nach Wahrheitswerten. Eine umfassendere Diskussion des Zeichenmodells leistet er nicht.

⁷⁵ So aktiviert etwa dt. *Krankenschwester* den Ausdruck dt. *Doktor* vor (vgl. Linke et al. 2004: 390f).

zufällig erwählt wird. Es sei an dieser Stelle festgehalten, dass es keinen Beweis für diesbezügliche Zufälligkeit gibt, ebenso wenig wie sie widerlegt werden kann. Angesichts der vielfältigen Faktoren, die Sprachwandel beeinflussen, die der Forschung bereits bekannt sind und von denen einige im Laufe dieser Arbeit noch angesprochen werden, ist jedoch zu fragen, ob „Zufall“ nicht als Variable für all jene diesbezüglichen Faktoren zu betrachten ist, die wir bisher noch nicht explizit ausfindig machen und benennen, geschweige denn vorhersagen konnten.

Lexikologisch deuten die bereits beschriebenen Unterschiede in der Verarbeitung hoch- und niedrigfrequenter Wörter darauf hin, dass Menschen die Einträge in ihrem Mentalen Lexikon mit probabilistischen Informationen versehen (vgl. Zuraw 2003: 163 u. 165f), mitunter wird hier gar von einer „probabilistischen Grammatik“ gesprochen (vgl. Glück 2010: 533). Die Wahrnehmung von Auftrittswahrscheinlichkeiten erfolgt dabei natürlich keineswegs über bloße Beobachtung der Notwendigkeiten bei eigener Sprachproduktion, sondern zu entscheidendem Maße durch Beobachtungen von Sprache als Rezipient (weshalb dessen Rolle für Sprachwandel in der probabilistischen Linguistik etwa besonders hervorgehoben wird (s. Zuraw 2003: 165f)). In engem Zusammenhang mit der Lexikologie ist festzuhalten, dass sich auf morphologischer Ebene im Bereich der Wortbildung beobachten lässt, dass manche Affixe produktiver sind als andere, was ebenfalls auf probabilistische Verteilungen hindeuten kann (vgl. Baayen 2003: 234).

Besonders augenfällig wird Probabilismus in Sprache jedoch hinsichtlich der Phonologie: Dazu stellt etwa Janet Pierrehumbert (2003) fest, dass jedes Wort im Mentalen Lexikon mit einer Lautgestalt gespeichert ist, die Variation hinsichtlich ihrer tatsächlichen Realisierung – gemäß der hiesigen Terminologie würden wir von „Phänotypisierung“ sprechen – erlaubt und so die Produktion sowie die Rezeption von Varianten (etwa in Abhängigkeit von Faktoren wie Kontext oder Kommunikationspartner) ermöglicht bzw. Varianten überhaupt berücksichtigt (vgl. Pierrehumbert 2003: 179). Die gespeicherte Lautgestalt eines Wortes ist demnach eine Abstraktion, die sich als Zusammenschluss aus Variablen beschreiben lässt, deren Realisierungsmöglichkeiten (bzw. Phänotypisierungsmöglichkeiten) über bestimmte Wahrscheinlichkeitsverteilungen verfügen (vgl. Pierrehumbert 2003: 178f). Dies ist für die Funktionsfähigkeit von Sprache als Medium der Kommunikation von entscheidender Bedeutung, schon weil selbst Sprachaufzeichnungen eines einzelnen Sprechers, der jeweils dasselbe Wort sagt, phonetisch nie als identisch nachgewiesen werden konnten; dies gilt etwa auch für Betrachtungen eines jeweils gleichen Phonems (hinsichtlich seiner jeweils konventionalisierten Gestalt) im Vergleich zweier Sprachen

(vgl. Pierrehumbert 2003: 184). Nicht zuletzt derartiges Fehlen identischer Wiederholungen macht für Sprachrezeption im Sinne zu glückender sprachlicher Kommunikation probabilistische Vorgänge nötig.

Im Zusammenhang mit Probabilistik ist – abseits der „klassischen“ Linguistik – überdies zu erwähnen, dass in der Computerlinguistik, in der probabilistische Verfahren nicht unüblich sind, sogenannte *probabilistische kontextfreie Grammatiken* Anwendung finden; in diesen enthalten (grammatische) Regeln zusätzlich numerische Bewertungen, die die Wahrscheinlichkeit angeben, mit der die jeweilige Regel greifen wird (vgl. Carstensen et al. 2010: 300). Allerdings bewirkt dieses Prinzip, wenn man es „als eine linguistische Hypothese auffasst, [dass es z.B. besagt], dass die verschiedenen Ersetzungsmöglichkeiten einer Nominalphrase in allen Kontexten dieselbe Vorkommenswahrscheinlichkeit haben“ (Carstensen et al. 2010: 301). Diese Hypothese hat sich bisher jedoch empirisch als unzutreffend erwiesen (vgl. Carstensen et al. 2010: 301). Nicht zuletzt deshalb ist das in dieser Arbeit entwickelte Modell wie die meisten linguistischen Modelle, die auf probabilistischen Annahmen fußen, ein kontextgebundenes, das Wahrscheinlichkeitsverteilungen immer durch den jeweiligen (sprachlichen wie situativen) Kontext determiniert sieht.

All die erwähnten, bisherigen Ansätze probabilistischer Linguistik haben es jedoch noch nicht vermocht, terminologisch einheitlich und eindeutig zu werden. Die Frage, was genau die Realisierungs- bzw. Phänotypisierungsmöglichkeiten einer Variablen sind, wird dabei beispielsweise oft beiseitegeschoben: Sind etwa auf phonologischer Ebene diese Möglichkeiten auf das jeweilige Phoneminventar oder gar bloß Allophone der jeweiligen Untersuchungssprache beschränkt? Sind Möglichkeiten, in denen ein bestimmtes Wort auftreten kann, nur dadurch definiert, dass die jeweiligen Möglichkeiten bereits allesamt mindestens einmal bereits realisiert (bzw. phänotypisiert) worden sind? Sind andere denkbare Erscheinungsformen somit unmöglich und „nicht real“, weil nicht realisiert? Hier bedarf es insbesondere terminologischer Eindeutigkeiten, wozu in dieser Arbeit etwa die Vorstellung eines „sprachlichen Phänotyps“ unterstützend herangezogen werden soll.

Überdies fehlt der probabilistischen Linguistik, wie sie bis dato einsehbar ist, eine breite Kontextualisierung in größere Zusammenhänge wie bio- bzw. evolutionslinguistische, aber auch informations- oder systemtheoretische Überlegungen. Insbesondere diese Harmonisierung unterschiedlicher linguistischer Ansätze ist aber Ziel der vorliegenden Arbeit. Eine derartige Harmonisierung wird vermeintliche Widersprüche beseitigen und insbesondere probabilistische Ansätze in der Linguistik neu bewerten und – so die Hoffnung – fruchtbar für

künftige Forschung machen. Zudem soll die Vereinigung dieser Theoriefelder zeigen, dass sie alle keineswegs unflexible und die Dynamik sprachlicher Realität, d.h. vor allem die Pragmatik ignorierende Konstrukte sind, wie es etwa naturwissenschaftlich orientierten und systemtheoretischen Sprachbetrachtungen mitunter vorgeworfen wird (s. dementsprechend etwa Gardt 2019: 135). Das probabilistische Sprachverständnis, wie es in dieser Arbeit entwickelt wird, geht zudem explizit über bloße computerlinguistische Modellbildung und Grundlagenentwicklung im Bereich Natural Language Processing (NLP) hinaus; so ist etwa die probabilistische Linguistik um Christopher Manning (s. dazu etwa auch s. Bod et al. 2003b und darin wiederum Manning 2003) in der Computerlinguistik verortet und von ihrem Anspruch her an der Entwicklung und Verbesserung von NLP-Technologien orientiert; das probabilistische Sprachmodell dieser Arbeit unterstellt aber Sprache im Allgemeinen ein probabilistisches Wesen und versteht sich dabei – zumindest hinsichtlich einiger Kernansprüche – in der Tradition der Grammatiker.

1.4.2.3 – Abschließende Bemerkungen zu Grundlagen des Umgangs mit Wahrscheinlichkeiten in dieser Arbeit

Abschließend ist hier zudem ganz allgemein auf die (biologische bzw. „darwinische“) Evolutionstheorie hinzuweisen, die in ihrem zentralen Aspekt der den Phänotyp betreffenden bzw. von ihm abhängigen Selektion notwendigerweise vom Vorhandensein mehrerer Möglichkeiten einer Merkmalsausprägung ausgeht. Die langfristige Durchsetzung bestimmter Phänotypen hängt in der Biologie natürlich vom jeweiligen Reproduktionserfolg der Träger entsprechenden genetischen Materials ab – ihr Reproduktionserfolg determiniert also die Wahrscheinlichkeit des Wiederauftretens eines bestimmten Phänotyps (s. einführend zur „Selektion“ in der Evolutionslehre etwa Sauermost 2003b: 438-443). Für menschliche Sprache sei hierbei in der Tradition der Biolinguistik zunächst davon ausgegangen, dass auch sie zumindest teilweise evolutionären – d.h. biologischen und zuletzt wohl physikalischen – Mechanismen unterliegt. Insofern sind etwa (aus der Biologie) Mutationen oder das plötzliche Durchsetzen bisher nur im Genotyp vorhandener rezessiver Information im Phänotyp und (aus der Linguistik) Sprachwandel keinesfalls miteinander gleichzusetzen, aber sehr wohl vergleichbar, womit gemeint ist, dass zwischen beiden Phänomenen zumindest in informationstheoretischer Hinsicht eine mehr oder weniger große

Schnittmenge besteht. Wie die biologische Evolutionstheorie im Zusammenhang mit Selektion Umwelteinflüsse als Faktoren beschreibt, die die Wahrscheinlichkeit der Durchsetzung bestimmter Gene – die wir hier durchaus als Informationsträger verstehen können – determinieren (s. wiederum Sauermost 2003b: 438-443), so sei von dieser Warte aus auch in der vorliegenden Arbeit davon ausgegangen, dass es Faktoren gibt, die die Wahrscheinlichkeit der Durchsetzung bestimmter Entwicklungsmöglichkeiten im Bereich des Sprachwandels beeinflussen, und dass diese Faktoren in bestimmten Fällen gar benannt werden können; dies geschieht aber ohne zu behaupten, dass die Evolution von Sprache und die biologische bzw. „darwinsche“ Evolution per se gleichen Mustern folgen.

Wie es in der Natur von Wahrscheinlichkeitsmodellen liegt, kann auch diese Arbeit nur im Rahmen mathematischer Plausibilität bestehen. Somit wird sachgemäß von Zeit zu Zeit ein Blick in die eine oder andere Naturwissenschaft neben der Linguistik vonnöten sein, um die formulierte Theorie bestmöglich abzusichern. Nichtsdestoweniger erscheint eine ausführliche Einführung in die mathematische Wahrscheinlichkeitsforschung nicht zielführend, schon weil das Ziel dieser Arbeit nicht in der Erarbeitung von Berechnungsmodellen oder dergleichen liegt und mathematische Zusammenhänge hier in den meisten Fällen besser *expressis verbis* vermittelt werden können, als durch Belästigung der Lesenden mit umfangreichen mathematischen Theorien (einen Einstieg in die Wahrscheinlichkeitstheorie für Linguisten liefert etwa Bod 2003).

Zusammenfassend lässt sich also sagen, dass auch die Annahme von Entwicklungsmöglichkeiten und entsprechenden Wahrscheinlichkeiten für selbige in Bezug auf Sprachwandel nichts Neues darstellt und dies ebenso wenig wie Untersuchungen zur Speicherhaftigkeit von Sprache als Aufbruch ins Neuland gewertet werden kann, wie es etwa im Kapiteltitlel gefragt wurde. Allerdings wurde – soweit sich dies überblicken ließ – insbesondere die Frage nach Entwicklungsmöglich- und Entwicklungswahrscheinlichkeiten bisher nicht in das Zentrum einer unterschiedliche Theorien übergreifenden und vereinigenden Arbeit gerückt, nicht konsequent verfolgt und gleichsam nicht versucht, Brücken zu anderen Naturwissenschaften zu schlagen. All dies möchte sich diese Arbeit zum Ziel setzen.

Vor allem was das Wesen von Rezessivität angeht – also vor allem die Nicht-Wahrnehmbarkeit von Informationen in einem sprachlichen „Phänotyp“ –, geht die bisherige Forschung, soweit ersichtlich, nicht über Basisannahmen hinaus. Die Nutzbarmachung eines Konzepts von Rezessivität in Zusammenhang mit Informationserhaltung und -übertragung in Sprache ist bisher ebenfalls nicht

erfolgreich gewesen bzw. wurde nie versucht.⁷⁶ Dennoch wird sich zeigen, dass die Methoden, mit denen später der Nachweis von rezessiver Information in Sprache gelingen soll, keineswegs untypisch für die linguistische Forschung sind – der Verweis auf die Arbeit von Laca (1986) deutete dies bereits an. Vielfach mögen Grundannahmen daher trivial erscheinen, werden aber trotz allem eine Wirkung entfalten, die zu einer Etablierung des Konzepts von Rezessivität in Sprache führen kann. Es wird sich jedoch zeigen, dass in manchen Fällen schon eine bloße, strukturierte Neuinterpretation bisheriger Forschungserkenntnisse oder das Beschreiben von Sachverhalten, die übersehen wurden oder deren Tragweite nicht in vollem Umfang dargelegt wurde, ausreichen, um Bausteine zur Konzeption sprachlicher Rezessivität beizutragen. Insbesondere die erfolgten Ausführungen probabilistischer Ansätze in der Linguistik haben gezeigt, dass sich diese in vielen Teilbereichen finden und mitunter auch in Hand- und Einführungsbüchern einen Niederschlag gefunden haben, ohne explizit als probabilistisch benannt zu werden (ein Blick auf die diesbezüglich heranzitierte Literatur macht dies deutlich). So ist auch das Bewusstmachen probabilistischer Ansätze als etwas, das in der Linguistik selten benannt, aber letztlich fast omnipräsent erscheint, ein Anliegen dieser Arbeit, die diesbezüglich eben nicht mit gänzlich neuen Annahmen aufzutrumpfen versucht.

1.4.3 – Rezessive Information in Sprache und ihr Verhältnis zu implizitem Wissen, sprachlicher Implikatur und vergleichbaren Vorstellungen

An dieser Stelle erscheint es sinnvoll, *rezessive Information in Sprache* terminologisch weiter einzugrenzen, genauer: abzugrenzen gegen Begrifflichkeiten, die

⁷⁶ In Kapitel 1.3 wurde bereits in einer Fußnote auf einen Versuch von Lyle Jenkins, die Mendel'schen Regeln auf Sprache anzuwenden, verwiesen (s. dazu Jenkins 1979), der aber einerseits als gescheitert betrachtet werden muss und andererseits auch weder auf Mechanismen der Informationserhaltung oder -übermittlung noch auf diachron veranlagte Phänomene zielte. Auf eine umfassende Diskussion von Jenkins Arbeit sei daher verzichtet.

Des Weiteren sei darauf hingewiesen, dass der in dieser Arbeit angewendete Allgemeine Rezessivitätsbegriff von bisherigen Zuschreibungen des Attributs „rezessiv“ in der Linguistik wie sie z.B. bei „rezessiven Verben“ („ergativen Verben“) oder „rezessiver Diathese“ (im Zusammenhang mit Antikausativ) zu unterscheiden ist, denen jeweils keine biolinguistische oder probabilistische Implikation innewohnt (s. dazu etwa Glück 2010: 183 u. 326f).

auf den ersten Blick damit verwirrt werden könnten, weil sie ebenfalls zur Bezeichnung von Informationen herangezogen werden, die nicht an der sprachlichen Oberfläche explizit, d.h. *expressis verbis* vermittelt werden. Dabei wollen wir uns um eine knappe Darstellung der vermeintlich konkurrierenden Termini bemühen sowie die Vermeidung des Vorgeifens hinsichtlich weiterer Inhalte der Vorstellung rezessiver Information in Sprache anstreben, da dessen vollständige Beschreibung ohnehin erst im Laufe späterer Kapitel leistbar wird.

Es mag dem einen oder anderen im Zusammenhang der bisherigen Ausführungen zu rezessiver Information in Sprache bereits der Terminus *implizites Wissen* oder verwandte Termini wie *Implikatur* in den Sinn gekommen sein. Ein grundsätzliches Problem dabei ist jedoch, dass vor allem ersterer Begriff in derart heterogener Weise auf unterschiedliche Bezugsgegenstände angewandt wird, dass es einerseits schwer fällt, dabei den Überblick zu behalten, und andererseits eine sich für den Rezipienten ergebende begriffliche Ungenauigkeit nicht zu leugnen ist (vgl. Loenhoff 2012: 7). Von implizitem Wissen wird in verschiedenen Sozialwissenschaften gesprochen (vgl. Loenhoff 2012: 7), jedoch findet diese Vorstellung kaum Rezeption in Naturwissenschaften. Lediglich die Linguistik scheint hierbei eine Ausnahme zu bilden, was schon deshalb nicht verwundern mag, weil sie mit vielen ihrer Teilgebiete in kultur- und sozialwissenschaftliche Bereiche hineinreicht und, wie es den Anschein hat, insbesondere von außen leider noch oft genug gänzlich diesen Bereichen zugeordnet wird. Es ist dabei festzustellen, dass das, was unter *Implikatur*, *Implikation*, *implicitness*, *tacit knowledge* oder eben *implizitem Wissen* verstanden wird, auch innerhalb der Linguistik alles andere als einheitlich beschrieben wird (vgl. Cap/Dynel 2017: 1).

Vielfach findet sich für *implizites Wissen* eine materialistisch ausgerichtete Definition wie die von Harry Collins:

„Es gibt ‚explizites‘ und es gibt ‚implizites Wissen‘. In gewissem Sinne ist explizites Wissen etwas, das man tatsächlich sehen und riechen kann. [...] Doch implizites Wissen ist unsichtbar, seine Unsichtbarkeit ist sein definitorisches Charakteristikum. Der bedeutendste Unterschied zwischen implizitem und explizitem Wissen liegt in der Tatsache, dass explizites Wissen an anderen Orten verfügbar sein kann, z.B. kann es mit der Post verschickt werden, während dies für implizites Wissen nicht gilt“ (Collins 2012: 92).

Collins führt etwa das Vermögen, beim Fahrradfahren die Balance zu halten als Beispiel für implizites Wissen an (Collins 2012: 102), aber auch das wortlose Lehren des Lehrlings durch einen Handwerksmeister, das etwa eine Vermittlung für das „Gefühl“ für jeweilige Werkstoffe beinhalten kann, wird oft als

Beispiel für Vermittlung impliziten Wissens genannt (vgl. Kogge 2012: 31f): „Wir können sagen, [der Lehrling] hat ‚implizites Wissen‘ [...] erworben und damit meinen, dass weder für den Erwerb, noch für den Gebrauch dieses Wissens eine sprachliche Verfassung dieses Wissens erforderlich war und ist“ (Kogge 2012: 32). Und so formuliert Werner Kogge

„zwei elementare Beobachtungen, die dem Begriff des ‚impliziten Wissens‘ [...] Gehalt geben: zum einen, dass sich Wissen sprachfrei weitergeben und erwerben lässt; zum anderen, dass auch der Erwerb von Wissen in sprachlicher Schulung zusätzlich auf jenen anderen Modus des ‚impliziten‘ Lernens angewiesen ist“ (Kogge 2012: 32).

Für ihn ist somit jede Form der Versprachlichung bereits ein Indiz dafür, dass eben kein implizites Wissen vorliegt, sodass etwa Christian Stetter schließt, dass der Zugang zu implizitem Wissen nur indirekt erfolgen könne (vgl. Stetter 2012: 185).

Stetter, der sich mit implizitem Sprachwissen auseinandersetzt, sieht in der Arbeit von Grammatikern eine derartige Explizierung impliziten Wissens (vgl. Stetter 2012: 179). Was an der Formulierung einer grammatischen Regel aber „indirekter“ sein soll, als etwa an der Vermittlung eines Faktenwissens wie der Behauptung, meine Großmutter sei am 1. November 2010 verstorben, gelingt Stetter nicht überzeugend herauszuarbeiten.⁷⁷ Nichtsdestoweniger mag es den meisten Menschen problemlos gelingen, Faktenwissen zu vermitteln; grammatische Regeln hingegen können viele, die sich nie wissenschaftlich mit Sprache auseinandergesetzt haben, in den meisten Fällen aber wohl nicht ohne Weiteres erläutern, obgleich sie ihr eigenes Sprachverhalten gemäß diesen steuern mögen – bedeutet dies dann, dass Grammatiker über weniger implizites Sprachwissen verfügen als die Mehrheit der Menschen, weil sie in der Lage sind, dieses Wissen zu explizieren? Der Übergang zwischen implizitem und explizitem Wissen wäre demnach fließend und abhängig von den jeweiligen Kompetenzen des Wissensträgers. Eine Unterscheidung zwischen implizitem und explizitem Wissen kann demnach – ähnlich wie die zwischen Information des sprachlichen Geno- und Phänotyps – nicht absolut sein; eine derartige Aussage scheint sich in der Literatur zu „implizitem Wissen“ in Sprache jedoch nicht zu finden.

⁷⁷ Wollte man bei diesem Verständnis von implizitem Wissen bleiben, so müsste man beides als „indirekt“ erworbenes Wissen begreifen: Die sprachliche formulierte grammatische Regel genauso wie das Todesdatum der Großmutter (letzteres wäre wohl nur für diejenigen, die im Moment des Todes anwesend waren oder etwa Filmaufnahmen davon zu sehen bekamen (für wie grotesk und absurd man derartiges auch halten mag), nicht als indirekt vermittelt zu begreifen).

Doch nicht nur daran merkt man, dass sich diejenigen, die sich mit implizitem Wissen auseinandersetzen oft selbst schwer tun, zu explizieren, was sie meinen. Dies ist ihnen angesichts des Untersuchungsgegenstands auch kaum vorzuwerfen, allerdings könnten naturwissenschaftlichere Zugänge mitunter gewinnbringend in ihre Fragestellungen integriert werden. Wenn Stetter etwa hinsichtlich des Verbs dt. *schenken* erklärt, dass eine Verwendung in jemandem „ein Lächeln schenken [...] in vielen Situationen passen [dürfte], jemandem ein Grinsen schenken wohl nur in einer sehr speziellen Situation“ (Stetter 2012: 193), so fasst er dies – also das Wissen, wann es passt – tatsächlich als Teil des impliziten Wissens eines Muttersprachlers zu dt. *schenken* auf, indem er erklärt, dieses Wissen „dürfte zusätzlich zu den Syntaxregeln insbesondere in dem ‚Gefühl‘ bestehen, in welchem sprachlichen und pragmatischen Kontexten ein Wort oder eine Wendung ‚passt‘ oder eben nicht“ (Stetter 2012: 193). Die Behauptung, es gäbe ein „Gefühl“ für das „Passen“ eines Wortes oder einer Wendung in einem bestimmten Kontext, kann bestenfalls als bloße Vermutung angenommen werden, lässt sich jedoch auch als bloße Verlegenheitsausflucht lesen: Warum nicht in Erwägung gezogen wird, dass die Wahl sprachlicher Zeichen und deren mögliche Varianz durch Kommunikationssituation und -kontext in einer Weise beeinflusst wird, die – in zusätzlicher Abhängigkeit von individuellen Voraussetzungen, die seitens des Zeichenbenutzers bestehen – die Auftrittswahrscheinlichkeit konkurrierender Varianten determinieren, bleibt hierbei offen; dabei könnte genau dies in mathematisch-probabilistischer Weise vor dem Hintergrund systemtheoretischer Sprachbetrachtungen unterschiedliche Zugriffe und Realisierungen bzw. Phänotypisierung von sprachlichem Wissen (bzw. sprachlichen Elementen) erklären, ohne dass man sich genötigt sehen kann oder muss, die definitorisch schwer greifbare Größe des „impliziten Wissens“ auch hierbei heranzuziehen. Natürlich mag man ferner Gefühle als determiniert annehmen (dass sie etwa durch Umweltfaktoren oder Hormonausschüttungen bestimmt werden), sodass sich dieser Konflikt hinsichtlich Stetters Aussage nicht ergäbe, allerdings wäre dann zumindest die Wortwahl zu hinterfragen, da *Gefühl* in einer linguistischen Analyse wohl als gerade dadurch gekennzeichnet betrachtet werden kann, dass sein Bedeutungsumfang und seine Rolle in der Kognition vage bleibt (eine Arbeitsdefinition des Terminus *Gefühl*, den Stetter selbst in Anführungszeichen hält, bleibt er schuldig).⁷⁸

⁷⁸ Auch an anderer Stelle in seinen Ausführungen zu implizitem Wissen in Sprache zeigt sich, dass Stetter von der Anwendung probabilistischer Ansätze profitieren würde: So geht er etwa davon aus, dass Versuche, Pseudowörter zu verstehen, auf implizitem Wissen beruhen, dass also der Rezipient eines Pseudowortes „nach einer Interpretation such[t], die dem implizitem sprachlichen Wissen nicht widerspricht“ (Stetter 2012:), was die langen Reaktionszeiten bei derartigen Tests erkläre

Wir sehen also, dass auch in der Linguistik die Anwendung des Terminus *implizites Wissen* uneinheitlich ist, mitunter unklar bleibt, was er konkret beschreiben will, und vereinzelt auch Sachverhalte darunter zusammengefasst werden, für die es strukturelle und systembedingte Erklärungen gibt oder geben kann.⁷⁹

(vgl. Stetter 2012: 189). Auch in diesem Fall ließe sich Stetters Annahme implizitem Wissens über einen probabilistischen Ansatz deterministisch auflösen: Ein Rezipient, der mit einem Pseudowort konfrontiert ist, wird beim Versuch der Einordnung und Interpretation dessen auf sein vorhandenes sprachliches Wissen zurückgreifen. Dieses ermöglicht ihm die wahrscheinlichste Interpretation zu ermitteln und sich für diese zu entscheiden. Eine Wahrscheinlichkeitsabwägung – ob sie nun bewusst oder unbewusst geschieht – ausgerechnet mit einem definitorisch fragwürdigen Begriff wie *implizitem Wissen* zu bezeichnen, kann man natürlich tun; allerdings stellt sich dann die Frage, warum man sich nicht darauf beschränkt, sie beim Namen zu nennen: Wahrscheinlichkeitsabwägung. Wie bereits in den Ausführungen zu probabilistischen Ansätzen in der Linguistik deutlich geworden sein sollte, beruhen Wahrscheinlichkeitsabwägungen auf Erfahrungen, die im Sprachgebrauch gemacht worden sind. Sind derartige Erfahrungen aber Teil eines impliziten Wissens oder ist es nicht vielmehr so, dass der Sprachgebrauch die Wahrscheinlichkeiten, die im Mentalen Lexikon für sprachliche Elemente und deren Auftreten (mitunter kontextgebunden) gespeichert sind, determiniert? Dann aber wären diesbezügliche Informationen als der Gesamtinformation eines sprachlichen Zeichens bzw. Elements zugehörig zu bestimmen, was bedeutet, dass sie nur dann als implizites Wissen begriffen werden können, wenn man jede Form sprachlichen Wissens als implizit begreift, sodass sich wiederum die Frage stellen würde, ob der Terminus implizites Wissen in der Linguistik überhaupt einen hilfreichen Beitrag leisten kann. Meines Erachtens nach spricht nichts gegen eine derartige Lesart bzw. bliebe es Verteidigern impliziten Wissens überlassen, zu erklären, wie sie besagte Sachverhalte ohne Determinismus erklären wollen. Es scheint letztlich so zu sein, dass man *implizites Wissen* als Bezeichnung für deterministische Sachverhalte heranziehen kann, indem man Verfahren, die deterministisch erworben wurden, allein deshalb als *implizites Wissen* bezeichnet, weil man die Verfahren nicht explizieren, nicht sprachlich kommunizieren kann; dann stünde man jedoch wieder vor dem Problem, dass etwa die hiesigen Ausführungen, die das entsprechende Verfahren als Wahrscheinlichkeitsabwägung explizieren, grundsätzlich infrage stellen, ob hierbei von implizitem Wissen gesprochen werden kann, wenn es eben doch explizierbar ist. Zusammenfassend lässt sich also konstatieren, dass der Terminus *implizites Wissen* im Zusammenhang mit Sprache nicht per se unberechtigt ist, dass er aber nichts zu erklären vermag, was über probabilistische und deterministische Ansätze nicht eindeutiger erklärt werden könnte (es sei darauf hingewiesen, dass dies nicht ebenso für *Implikatur* oder *implizite Informationen* in Sprache gilt, die sich – wie im Folgenden zu sehen sein wird – der Linguistik durchaus als hilfreich erweisen können, schon weil sie terminologisch deutlicher ein- und abgegrenzt sind).

⁷⁹ Die geäußerte Kritik bezieht sich auf linguistische Arbeiten zu implizitem Wissen. Nicht Teil des Ziels dieser Kritik sind insbesondere neurowissenschaftliche Ansätze, die mit Termini wie *implizitem Wissen* oder *tacit knowledge* darauf hinweisen, dass

In den meisten Fällen, in denen in der Linguistik mit *Implikatur* oder ähnlichen Termini argumentiert wird, lässt sich ein Zugriff aus dem Sprachwissen hinaus auf das Welt- oder Handlungswissen erkennen: Wenn das Verb dt. *töten* impliziert, dass jemand stirbt (Beispiel entnommen aus Linke et al. 2004: 168), wenn dt. *Ich bin nach Genf gereist* unter anderem impliziert, dass das Ich einen Ortswechsel vorgenommen hat (Beispiel entnommen aus Linke et al. 2004: 163), wenn dt. *Egon ist Junggeselle* impliziert, dass Egon nicht verheiratet ist (Beispiel entnommen aus Glück 2010: 281), oder wenn dt. *A brachte B dazu, die Tat zu gestehen* impliziert, dass B eine Tat gesteht (Beispiel entnommen aus Glück 2010: 281), so lässt sich jede dieser Implikationen – fußend auf sprachliche Konventionen hinsichtlich der den jeweils gebrauchten Ausdrücken zuzuordnenden Inhalten – allein durch vorhandenes Welt- oder Handlungswissen, das mit sprachlichem Wissen verknüpft ist bzw. wird, erklären – andernfalls lägen die besagten Implikationen jeweils nicht vor. Natürlich ist nicht zu leugnen, dass Welt- und Handlungswissen Einfluss auf Gestalt und Organisation des Mentalen Lexikon des Menschen haben: Dass dt. *töten* und dt. *sterben* (bzw. deren konventionelle Bedeutungen) nicht nur außersprachlich miteinander verbunden sind, sondern auch innersprachlich in semantischen Relationen zu einander stehen, lässt sich kaum bestreiten.⁸⁰

In seiner Untersuchung zu *impliziter Information* bei Verben gelangt Holden Härtl (2008) zu ähnlicher Erkenntnis: Ein reduzierter Ausdruck verweise auf „Informationen der Art, dass diese zwar nicht materieller Teil der grammatischen Struktur selbst sind, aber Teil der Interpretationsbedingungen und damit ein notwendiger Teil der Bedeutung des Ausdrucks“ (Härtl 2008: 13) und „mitzuverstehende sprachliche Information [können] immer dann ausgespart werden,

es auch Informationsverarbeitungsprozesse im menschlichen Gehirn gibt, die nicht unbedingt oder gar nie auf sprachliche Repräsentation zurückgreifen (beispielhaft hierfür sei visuelle Informationsverarbeitung genannt (s. dazu einleitend etwa Pinker 1984)).

⁸⁰ Darüber hinaus lässt sich mit dem Terminus *Präsupposition*, der eine „selbstverständl[iche] Voraussetzung für sprachl[iche] Äußerungen“ (Glück 2010: 530) beschreibt, ein weiterer linguistischer Begriff finden, der eng an die Implikation gekoppelt und mitunter schwer von ihr zu scheiden ist (vgl. Linke et al. 2004: 163). Er dient etwa dazu, „die Funktion von aussersprachlichen Wissensbeständen bei der Konstitution von Textkohärenz zu erfassen und zu erklären“ (Linke et al. 2004: 261). Auch hierbei wird Welt- oder Handlungswissen zur Interpretation und im Sinne des Verstehens einer sprachlichen Äußerung herangezogen und wirkt zur eigentlichen Semantik der Äußerung ergänzend. Da wir Präsupposition in ähnlicher Weise wie Implikationen von der Vorstellung rezessiver Information unterscheiden können, kann hier auf weitere Ausführungen dazu verzichtet werden (s. einleitend zu Präsupposition etwa Glück 2010: 530f u. Linke et al. 2004: 261-265).

wenn sie im Kontext identifizierbar ist“ (Härtil 2008: 14). Insbesondere hinsichtlich Dekausativa „der Art *der Teller zerbrach*“ (Härtil 2008: 16) stellt er fest, dass eine kausale Bedeutungskomponente zum Ausdruck kommen kann, die

„in der grammatischen Struktur der Ausdrücke selbst nicht verankert ist. Vielmehr fußt diese Implikatur auf begrifflichem Wissen, welches besagt, dass Veränderungen stets in einen kausalen Zusammenhang zu setzen sind, diese also stets als in irgendeiner Weise verursacht zu interpretieren sind“ (Härtil 2008: 16).

Insofern macht Härtil darauf aufmerksam, dass implizite Informationen durch vorhandenes Welt- oder Handlungswissen gewonnen werden können, fasst dieses aber wiederum als Teil des Bedeutungsumfangs des jeweiligen, implizierenden Ausdrucks auf, womit er wiederum deutlich macht, dass Welt- und Handlungswissen nicht immer oder nicht vollständig von Sprachwissen zu scheiden sind. Härtil betrachtet implizite Informationen zudem, sofern sie als Reduktion auf der Ebene der tatsächlichen Äußerung zu interpretieren sind, als Teil einer sprachlichen Ökonomie (vgl. Härtil 2008: 22), weist impliziten Informationen also einen logischen und begründbaren Platz im Sprachsystem zu.

In diese Vorstellung lassen sich ferner auch implizite Sprechakte integrieren: Ein Schild mit der Aufschrift dt. *In diesem Zimmer wird nicht geraucht.*, das sich in einem Hotelzimmer findet, wird von den meisten Rezipienten als Aufforderung eine Handlung (hier: Rauchen) zu unterlassen, verstanden werden, obgleich die explizit aus den verwendeten sprachlichen Zeichen herleitbare Information nicht mehr als eine Aussage über einen gegenwärtigen Zustand ist, die zutreffend (wahr) oder eben nicht zutreffend (unwahr/falsch) sein kann. Die implizite Aufforderung des Satzes kann wiederum primär aufgrund außersprachlicher Erfahrungen verstanden werden bzw. aufgrund einer Einordnung des eigenen, individuellen sprachlichen Wissens in den größeren Kontext sozialer Interaktion bzw. sozialer Regelsysteme und bekannter Konventionen.

Es zeigt sich also, dass dort, wo in der Linguistik von *Implikaturen* (oder den damit verbundenen *impliziten Informationen*) die Rede ist, durchaus schlüssige Begriffsinterpretationen und -anwendungen beobachtet werden können, die als weitgehend anerkannt gelten dürfen. Nichtsdestoweniger gilt dies, wie gesehen, nicht unbedingt für *implizites Wissen*, das vor allem auf funktionale, d.h. regelhafte Strukturen bzw. Verfahren abzielt. Überdies gelingt es der Vorstellung impliziten Wissens in linguistischen Arbeiten nicht überzeugend, sich aus der Erklärungsnot zu befreien, dass eine wissenschaftliche Beschreibung impliziten Wissens die Behauptung, es handle sich um implizites Wissen, infrage stellt, da

implizites Wissen ja per Definition nicht beschreibbar sein dürfte, weil es dann explizit würde.⁸¹

Vergleichen wir die Ansätze von *Implikaturen* bzw. *impliziten Informationen* in Sprache mit dem von *rezessiver Information* in Sprache, so ist zunächst festzustellen: In all diesen Fällen wird auf Information referiert, die sprachlich nicht explizit in einem Äußerungsakt – sei er lautlicher oder schriftlicher Natur – benannt wird, d.h. nicht durch eigens dafür verwandte sprachliche Zeichen zum Ausdruck gebracht wird. Dennoch sind darüber hinaus signifikante Unterschiede zu konstatieren: Erstens sind implizite Informationen vom Sender oder Empfänger wahrnehmbar und werden wahrgenommen,⁸² rezessive Informationen hingegen nicht. Gemäß der bereits eingeführten Terminologie dieser Arbeit sind implizite Informationen also sehr wohl als Teil des sprachlichen Phänotyps zu verstehen, nicht aber rezessive Informationen. Neben diesem bedeutendsten Unterschied bleibt zweitens festzuhalten, dass rezessive Information in Sprache nicht durch das Vorhandensein bzw. den Erwerb von Welt- oder Handlungswissen Phänotypisierung erreichen kann; anders als implizite Information ist rezessive Information in Sprache, wie wir sie hier verstehen wollen, immer an die sprachliche Struktur gebunden, immer im Sprachsystem oder dessen Elementen gespeichert, stellt also stets eine Art von Sprachwissen dar.⁸³

Es ist darüber hinaus bereits vorab darauf hinzuweisen, dass rezessive Information, wie wir sie hier noch umfangreich definitorisch erarbeiten werden, nicht absolut, d.h. immer und unveränderlich rezessiv ist: Sie kann im Rahmen einer Phänotypisierung „dominant“ werden, d.h. wahrnehmbar in den sprachlichen Phänotyp rücken (hierbei bestehen also durchaus Abweichungen zum biologischen Gebrauch der entsprechenden Termini); ebenso kann sie anschließend wieder rezessiv werden (nähere Ausführungen dazu folgen in späteren Kapiteln).

⁸¹ Dieses Problems ist sich etwa auch Stetter bewusst, schafft es jedoch auch nicht überzeugend, sich davon zu befreien (s. Stetter 2012: 185-187).

⁸² So impliziert ein Satz wie dt. *Anna wurde getötet*, etwa, dass es einen Verursacher von Annas Tod gibt. Diese Information ist nicht in Form eigens dafür gebrauchter sprachlicher Zeichen vermittelt und lässt sich dem Satz nicht explizit entnehmen, dennoch wird sie von einem Rezipienten unweigerlich wahrgenommen, d.h. phänotypisiert werden. Implizite Information ist dabei also sehr wohl direkt im sprachlichen Phänotyp vorliegende Information, was für rezessive Information gerade nicht gilt (natürlich kann unter Umständen auch implizite Information zudem rezessiv sein).

⁸³ Dieses Sprachwissen kann zwar – etwa in Form von Tonaufnahmen oder Schriftzeugnissen – außersprachlich niedergelegt sein, ist aber auch dann nicht (oder nur indirekt) derartigen Speichermedien anhaftend, sondern der Sprache selbst, die auf den Speichermedien gespeichert ist (d.h. es ist sprachlich enkodiert).

An dieser Stelle sei ferner die aus der generativen Grammatik stammende Annahme einer Tiefenstruktur (*D-structure*) und einer Oberflächenstruktur (*S-structure*) näher betrachtet. Wenn wir im weiteren Verlauf dieser Arbeit Klarheit darüber gewinnen, dass der sprachliche Phänotyp immer eine Selektion der im sprachlichen Genotyp vorhandenen Informationen darstellt, verleitet dies womöglich zum voreiligen Schluss, der sprachliche Genotyp funktioniere analog zur Tiefenstruktur und der sprachliche Phänotyp analog zur Oberflächenstruktur der generativen Grammatik, da gemäß den Generativisten die Oberflächenstruktur durch Transformation aus der Tiefenstruktur hervorgeht (vgl. einführend dazu etwa Klenk 2003: 74-82), ähnlich wie der sprachliche Phänotyp (für jede Phänotypisierung auf ein Neues⁸⁴) aus im Genotyp vorhandenen Informationen gebildet wird. Die Oberflächenstruktur, die sowohl (zunächst) die syntaktische als auch (sekundär) die lautliche Gestalt eines Satzes umfasst (vgl. Klenk 2003: 74), könnte daher prinzipiell mit der phänotypischen Gestalt eines tatsächlich wahrgenommenen, d.h. phänotypisierten Satzes identifiziert werden; allerdings untersucht die generative Grammatik für gewöhnlich idealisierte Strukturen, sie sucht nach Erklärungen für das Entstehen grammatisch wohlgeformter Äußerungen (vgl. Linke et al. 2004: 111-114), während dies auf das in dieser Arbeit entwickelte bzw. noch zu entwickelnde Modell nicht zutrifft.

Ferner geht es der generativen Grammatik bei der Beschreibung einer Transformation einer Tiefen- in eine Oberflächenstruktur nicht um die Darstellung bzw. Veranschaulichung von konkreten Sprachproduktions- oder gar Sprachverstehensabläufen (was man gerade daran sieht, dass sie vermeintlich „ungrammatische“ Äußerungen nur insofern ernstnimmt, als sie Rückschlüsse auf das, was von den Generativisten als „grammatisch wohlgeformt“ betrachtet wird, erlauben) – genau dies versucht jedoch das hiesige Modell: Es gilt, deutlich zu machen, welche Informationen für einen Sprachproduktions- oder Sprachverstehensprozess (genotypisch) zur Verfügung stehen und welche davon (nach welchen Mustern) in einen wahrnehmbaren Zustand transformiert oder (besser ausgedrückt) – im Zuge einer Informationsselektion – in einen solchen Zustand transmittiert und schließlich wahrgenommen, d.h. phänotypisiert werden; eine Unterscheidung zwischen „grammatisch“ und „ungrammatisch“ oder „wohlgeformt“ und „nicht-wohlgeformt“ findet dabei nicht statt (wohl aber ist eine Unterscheidung zwischen „konventionell“ und „unkonventionell“ denkbar (s. dazu die diesbezüglichen Ausführungen in Kapitel 1.5.1)). Der sprachliche Genotyp ist bezüglich der mit seinem Postulat einhergehenden Zielsetzung somit als um-

⁸⁴ Auf den flüchtigen, temporären Charakter des sprachlichen Phänotyps werden wir im weiteren Verlauf dieser Arbeit noch intensiv zu sprechen kommen.

fangreicher zu betrachten als das, was die generative Grammatik als Tiefenstruktur beschreibt, und in seiner Ausrichtung an der Pragmatik orientiert; Idealisierungen werden im hiesigen Modell, sofern möglich, umgangen und sind, wo sie auftreten, methodisch begründet.

Der sprachliche Genotyp kann sinnvollerweise eher mit der Basis- oder Universalgrammatik der generativen Grammatik verglichen werden, da im in dieser Arbeit entwickelten Modell keine zwischengeschaltete Ebene, wie es in der generativen Grammatik die auf Grundlage der Basis- oder Universalgrammatik generierte Tiefenstruktur ist (vgl. Klenk 2003: 74f), angenommen wird. Allerdings wird auch bei einem derartigen Vergleich ein gravierender Unterschied augenfällig: Ist die Basis- und insbesondere die angenommene Universalgrammatik der generativen Grammatiker als Ansammlung höchst allgemeiner Aussagen, Regeln oder – in entsprechender Terminologie – Prinzipien und Parameter beschrieben (vgl. einführend etwa Klenk 2003: 81f), weist der sprachliche Genotyp demgegenüber eine hohe Komplexität auf, da er – wie bereits erwähnt – die Gesamtheit der in einem gegen eine Umwelt abgegrenzten Sprachsystem gespeicherten Informationen umfasst; der sprachliche Genotyp ist also hinsichtlich seines Informationsgehalts weit umfangreicher angelegt als das, was die generative Grammatik als Basis- oder Universalgrammatik beschreibt (beide Termini sind also kaum vergleichbar). Darüber hinaus stellt die generative Grammatik die Generierung von Sätzen in das Zentrum ihres Interesses und erörtert dabei erst sekundär andere sprachliche Aspekte wie etwa die Phonetik oder die Morphologie (vgl. Klenk 2003: 74 u. 77f); das hiesige Modell ist kleinschrittiger angelegt: Bei Sprachproduktion werden ausgehend von intendierter inhaltsseitiger Information, die sprachlich vermittelt werden soll, Ausdrücke, die vom jeweiligen (baldigen) Sender für eine glückende Kommunikation mit einem Empfänger als geeignet eingeschätzt werden, ausgewählt, morphosyntaktisch angepasst, verknüpft und schließlich (zunächst kognitiv, dann alsbald etwa phonetisch oder graphematisch) phänotypisiert, wobei das Phänotypisierungsergebnis durchaus ein vollständiger und womöglich auch bestehenden Konventionen der Sprachgemeinschaft, der der Sender (d.h. Phänotypisierer) oder der Empfänger oder der Sender und der Empfänger angehören, genügender Satz sein kann. Bei Sprachproduktion wird gemäß des hier entwickelten Modells also ausgehend von einer zumindest in bestimmter (z.B. denotativer) Hinsicht intendierten Inhaltsseite eine dazugehörige⁸⁵ Ausdrucksseite phänotypisiert, mit der wiederum teilweise inhaltsseitige Verschiebungen einhergehen

⁸⁵ Dieser Zustand des „Dazugehörig-Seins“ der phänotypisierten ausdrucksseitigen Informationen zu den intendierten inhaltsseitigen liegt dabei nicht unabdingbar in der

können; beim Sprachverstehen erfolgt der Prozess umgekehrt: Ausgehend von einem – wie auch immer gearteten (etwa auditiv oder visuell (also in jedem Falle physikalisch) als Input gegebenen) – Ausdruck, der zunächst wahrgenommen (d.h. eben hinsichtlich ausdrucksseitiger Informationen phänotypisiert) wird, wird – etwa anhand von dem Sprachverstehenden bekannten Konventionen und seinem übrigen sprachlichem Wissen (also sprachlichen Metainformationen und genotypischen Informationen) – die Inhaltsseite phänotypisiert.

Diese Darstellungen sollen bis hierher genügen; sie werden im Laufe der Arbeit klarer werden, ihre Begründung und Einordnung erfahren. Weitere Ausführungen hinsichtlich der Genese des sprachlichen Phänotyps auf Grundlage des sprachlichen Genotyps finden sich schließlich in Kapitel 5.1, wo mit dem Minimalistischen Programm eine Weiterentwicklung der generativen Grammatik hinsichtlich ihrer Harmonisierbarkeit mit dem in dieser Arbeit entwickelten Modell diskutiert wird.⁸⁶

1.5 – Vorüberlegungen zur Organisation von Sprache und zur Suche nach Speicherorten rezessiver Information in Sprache

Die bisherigen Ausführungen zu rezessiver Informationserhaltung in Sprache sind zwar durch konkrete Beobachtungen an Sprache begründet, aber noch nicht mehr als Vermutungen, da noch keine fundierte Analyse des Phänomens stattgefunden hat und dieses überdies noch keiner kritischen Abwägung mit etwaigen alternativen Erklärungsansätzen unterzogen wurde. In den folgenden

Natur der jeweiligen inhaltsseitigen Informationen, sondern wird vor allem im Phänotypisierungsprozess durch den Phänotypisierer – ob bewusst oder unbewusst – hergestellt.

⁸⁶ Nicht näher wurde in diesem Kapitel auf die – ebenfalls der generativen Grammatik zuzuordnende – Kasusgrammatik nach Charles Fillmore eingegangen, die man nur auf den ersten Blick mit sprachlicher Rezessivität in Verbindung bringen könnte. Es sei diesbezüglich bei dem Hinweis belassen, dass etwa bei der Rezeption eines Satzes durch einen Empfänger die von Fillmore beschriebenen Tiefenkasus, obgleich sie an der Sprachoberfläche nicht als markiert erscheinen, durchaus gemeinsam mit entsprechenden, morphologisch erkennbaren Oberflächenkasus wahrgenommen (d.h. phänotypisiert) werden und dementsprechend nicht rezessiv bleiben. Insofern sind Tiefenkasus von rezessiven Strukturen bzw. rezessiven Informationen, wie sie in dieser Arbeit beschrieben werden, zu unterscheiden (s. ferner einführend in die Kasusgrammatik vor allem Fillmore 1968 u. 1971).

Kapiteln sollen die Grundlagen, die für Rezessivität in Sprache vorausgesetzt werden müssen, ausführlich untersucht werden. Angenommen, unsere Vermutungen sind richtig, so ist nun etwa die Frage nach dem Ort, an dem Information in Sprache in rezessiver Form gespeichert werden kann, zu beantworten. Hierzu sind einerseits Erkenntnisse der semantischen und andererseits kognitions- bzw. psycholinguistischen Forschung zu berücksichtigen; es gilt ein Grundverständnis der Organisation sprachlichen Wissens beim Menschen zu erlangen. In Folge dessen wollen wir auch die Zusammenhänge zwischen der Individual-ebene (auch *Idiolekt*), die in der Regel anhand Betrachtungen des Mentalen Lexikons greifbar wird, und der Kollektivebene, die etwa das Lexikon einer Einzelsprache umfassen kann, genauer begutachten, wo wir uns mitunter den Kulturwissenschaften annähern werden.

Zunächst wollen wir uns jedoch allgemeine Probleme der semantischen Forschung bewusst machen und zu einer im Folgenden gültigen Arbeitsdefinition von *Bedeutung* bzw. *Information* gelangen, wobei gerade letzteres – wie die vorangegangenen Kapitel schon deutlich gemacht haben – ein zentraler Begriff für diese Arbeit angesichts ihres Untersuchungsgegenstandes darstellt. Hierzu sei zunächst die Wortsemantik für unsere Überlegungen herangezogen, da sich an ihr wesentliche Eigenschaften am einfachsten erläutern lassen, ehe wir uns später auch komplexeren, kompositionellen Formen zuwenden werden.

1.5.1 – Allgemeine Schwierigkeiten der semantischen Forschung und Arbeitsdefinitionen von *Bedeutung* und *Information*

Bedeutung ist etwas Immaterielles und als solches für die Wissenschaft nur schwer greifbar. Dieser Tatsache scheinen sich die meisten Arbeiten, die sich mit semantischen Fragen auseinandersetzen – so etwa von Jochen A. Bär (2015) – durchaus bewusst und auch Angelika Linke et al. weisen in ihrem „Studienbuch Linguistik“ (2004) in diesem Zusammenhang auf zentrale Grundprobleme der semantischen Forschung hin. So konstatieren sie eine sowohl im Beschreibungsobjekt (Explikandum) als auch im Beschreibungsmittel (Explikans) gelegene Problematik (vgl. Linke et al. 2004: 153-156). An dieser Stelle lohnt das Hinzuziehen des bekannten Zeichenmodells nach Ferdinand de Saussure, der sprachliche Zeichen als bilateral – als zweiseitig – betrachtet, bestehend aus einer Ausdrucksseite (dem *signifiant*) und einer Inhaltsseite (dem *signifié*) (s.

dazu Saussure 2001). Die Inhaltsseite, die de Saussure auch als „Vorstellung“ bezeichnet (Saussure 2001: 78), könnte hierbei in ihrer Gesamtheit als die einer Ausdrucksseite zugeordnete Bedeutung (Denotat) verstanden werden; wie sich aber in den folgenden Kapiteln noch zeigen wird, sind daneben auch Konnotat, Merkmale und einiges mehr als den inhaltsseitigen Informationen zugehörig auszumachen.

Als Ausdrucksseite mögen etwa Schrift- oder Lautbild eines sprachlichen Zeichens gelten. Wir werden im Laufe dieser Arbeit noch sehen, dass die Gestalt der Ausdrucksseite letztlich nicht mehr als eine bestimmte Information eines sprachlichen Zeichens ist, ebenso wie etwa Denotat oder Merkmale, wobei wir die beiden letztgenannten als zur Inhaltsseite gehörig auffassen wollen. Eine eindeutige Trennlinie zwischen Ausdrucks- und Inhaltsseite kann jedoch nicht gezogen werden, weil die wechselseitigen Beziehungen, die sich diesbezüglich in einem Sprachsystem wie dem Gegenwartsdeutschen feststellen lassen, komplex und nicht immer klar benennbar sind.⁸⁷ Eine terminologische Trennung zwischen *Signifiant* bzw. *Ausdrucksseite* und *Signifié* bzw. *Inhaltsseite* erscheint dennoch sinnvoll, da die Ausdrucksseite im Gegensatz zu den Bestandteilen der Inhaltsseite der Teil eines sprachlichen Zeichens ist, der direkt, zweifelsfrei und annähernd objektiv (oder zumindest multiperspektivisch) wahrnehm- und beschreibbar ist, weil er in einer für unsere Sinnesorgane wahrnehmbaren und physikalisch messbaren Gestalt erscheint.

Problematisch hinsichtlich des Explikandums, als welches in der Semantik die Bedeutung eines Zeichens zu gelten hat, die auf der Inhaltsseite eines sprachlichen Zeichens zu verorten ist, erweist sich bei alledem, dass es letztlich nur etwas Immaterielles, eine Vorstellung ist. Das Explikandum muss also, sofern es nicht direkt mit dem entsprechend zugeordneten Ausdruck verstanden wird, erläutert werden, was sprachlich etwa durch Paraphrasen möglich ist; hinsichtlich des Explikans wiederum stellt sich das Problem, dass es sich dabei notwendigerweise ebenfalls um Zeichen handelt, mit denen paraphrasiert werden kann – somit haben wir keine andere Wahl, als sprachliche Zeichen durch sprachliche Zeichen zu erklären (vgl. Linke et al. 2004: 154f), wobei es einer gewissen Metasprache bedarf. Ist im Alltag mitunter die Möglichkeit gegeben, auf das mit einem sprachlichen Zeichen Gemeinte zum Zwecke der Erklärung

⁸⁷ Als Beispiel für derartige wechselseitige Beziehungen sind semantische Relationen zu nennen, die ausgehend von inhaltsseitigen Informationen Verbindungen zwischen diesen Inhalten und ihnen (zumeist konventionell, denkbarerweise aber auch individuell) zugeordneten Ausdrücken herstellen (auch hierauf werden wir noch im Detail eingehen) (s. einführend zu unterschiedlichen Formen semantischer Relationen etwa Bär 2015: 714-748).

etwa zu zeigen, so ist die Linguistik für gewöhnlich auf Paraphrasen angewiesen (vgl. Linke et al. 2004: 154f): Man versucht also die Bedeutung eines sprachlichen Zeichens mit sprachlichen Zeichen zu erläutern, wobei letztere genau genommen wiederum erläuterungsbedürftig wären – ein Teufelskreis. Hinzu kommt, dass Paraphrasen somit nie mehr als Annäherungen an die Bedeutung eines sprachlichen Zeichens sein können, da eine enge Form der Definition von *Synonymie*⁸⁸ in der Linguistik zumeist abgelehnt wird und es erscheint auch im Rahmen dieser Arbeit nur konsequent sich dieser Ablehnung anzuschließen. Demzufolge wird die Bedeutung eines sprachlichen Zeichens in letzter Konsequenz tatsächlich nur durch eben dieses – das bilaterale Zeichen selbst – ausgedrückt.

Darüber hinaus müssen in diesem Zusammenhang noch zwei weitere Sachverhalte miteinbezogen werden: Erstens, dass sich die Bedeutung eines sprachlichen Zeichens jeweils im situativen sowie sprachlichen Kontext seiner Verwendung und gerade auch im Wechselspiel mit dem Empfänger (oder dem Sender, etwa hinsichtlich der Wahl eines sprachlichen Zeichens) konstituiert, wie wir es hinsichtlich der Frage nach Perspektivität bereits im vorigen Kapitel kennen gelernt haben (vgl. Köller 2004: 9f);⁸⁹ das Weltwissen, die Erinnerung, wohl auch die emotionale Befindlichkeit eines Empfängers haben stets einen gewissen Einfluss auf die Art, wie er ein sprachliches Zeichen interpretiert, also welche Bedeutung(en) er in ihm findet bzw. ihm zuordnet. Zweitens wollen wir uns bewusst machen, dass sprachliche Zeichen konventionell sind: Die Zuordnung von Ausdrucks- und Inhaltsseite zueinander muss zumindest hinsichtlich einer Grundbedeutung als annähernd stabil angenommen werden, da sprachliche Kommunikation andernfalls nicht oder nur vereinzelt und zufällig glücken würde (vgl. Linke et al. 2004: 33-35).⁹⁰ Gehen wir also beispielsweise vom Deutschen als eine Einzelsprache aus, die von ihrer Sprachgemeinschaft gebraucht und verstanden wird, so muss die Basis des Deutschen ein Zeichensystem sein,

⁸⁸ Eine derartige Definition für *Synonymie* wäre etwa: „Zwei Wörter sind synonym, wenn man das eine in jedem Kontext für das andere einsetzen kann (Substitution)“ (Busse 2009: 104). Da davon auszugehen ist, dass aber auch die Gestalt eines Ausdrucks etwa angesichts der Ebene von Assoziation bzw. Emotion oder Erinnerung eines Rezipienten in dessen Wahrnehmung in unterschiedlicher Bedeutung erscheint – und sei der Unterschied auch noch so gering –, sei in dieser Arbeit nicht von der Existenz von Synonymen im engeren Sinne ausgegangen.

⁸⁹ Dies verweist abermals auf die Relevanz, die dem Wahrnehmenden bzw. dem Phänotypisierer in dieser Arbeit zugestanden werden muss.

⁹⁰ Dass diesbezüglich nur eingeschränkt, d.h. nicht absolut gültig von Stabilität ausgegangen werden kann, wird sich später im Rahmen der Beobachtung von Superposition in Sprache noch zeigen.

das in seinen Grundelementen innerhalb der Sprachgemeinschaft allgemein bekannt und anerkannt ist.⁹¹ Die Frage, die sich aus diesen Sachverhalten ergibt,

⁹¹ Für eine nähere Spezifizierung dessen, was wir im Folgenden unter (*sprachliche*) *Konvention* verstehen wollen, eignet sich die alle relevanten Aspekte umfassende Definition, die Gerd Fritz (2006) dazu anbietet: „Eine Konvention ist eine Verhaltensregularität, die in einer Gemeinschaft aufrechterhalten wird, weil die Mitglieder der Gemeinschaft das gemeinsame Wissen haben, daß sie diese Regularität schon früher aufrechterhalten haben und daß diese Regularität eine günstige Lösung für ein bestimmtes, wiederkehrendes Koordinationsproblem ist. Das spezielle Koordinationsproblem, um das es beim Sprachgebrauch geht, ist die gegenseitige Verständigung [...]. Der Sinn von Bedeutungskonventionen besteht also darin, dazu beizutragen, daß die Hörer eine stabile Grundlage für ihre Hypothesen haben, was die Sprecher mit ihren Äußerungen meinen. Konventionen bauen sich dadurch auf, daß zunächst eine erfolgreiche Verwendung eines Ausdrucks als Vorbild (Präzedenz) für neue Verwendungen genutzt wird. Durch Wiederholung verstärkt sich die Erwartung, daß gerade dieser Ausdruck für diesen Zweck geeignet ist und auch weiterhin in diesem Sinne benutzt wird, und gleichzeitig baut sich das gemeinsame Wissen über diese Erwartung auf. [...] Konventionalisierung wird also nicht *gemacht*, sie stellt sich graduell ein. Das gemeinsame Wissen über die Erwartung hat auch eine normative Wirkung“ (Fritz 2006: 21). Erwartungen, wie Fritz sie hier anführt, können wiederum Priming erklären; so scheint somit auch ein probabilistischer Ansatz von Fritz verfolgt zu werden, obgleich er dies nicht expliziert.

In Anknüpfung an die Definition von Fritz (2006) sind sprachliche Konventionen also auch als soziolinguistisch relevant zu erkennen: Konventionalisierter Sprachgebrauch gibt Gruppenzugehörigkeiten zu erkennen; wer als sprachlicher Sender mit zu vielen Konventionen einer Sprachgemeinschaft bricht, gibt sich Empfängern, die besagter Sprachgemeinschaft angehören, als Teil einer Outgroup zu erkennen bzw. macht sich verdächtig, nicht der Ingroup der Angehörigen dieser Sprachgemeinschaft anzugehören. Insofern erscheint eine linguistische Auseinandersetzung mit sprachlichen Konventionen sinnvoll und so werden auch in dieser Arbeit sprachliche Strukturen und Elemente für gewöhnlich in Orientierung an derartigen Konventionen beschrieben, die mitunter regelhaft, normativ, präskriptiv wirken. Es ist jedoch zu betonen, dass unkonventioneller Sprachgebrauch natürlich nicht als mehr oder weniger korrekt beurteilt werden kann als konventioneller; eine Wertung verbietet sich dabei, weshalb wir im Folgenden zwar zwischen konventionellem und unkonventionellem Sprachgebrauch unterscheiden wollen, nicht aber etwa zwischen „grammatisch korrektem“ und „ungrammatischem“ oder „wohlgeformtem“ und „nicht-wohlgeformtem“. Sprachliche Konventionen werden also als aufgrund von Beobachtungen des Sprachgebrauchs einer Sprachgemeinschaft fassbar begriffen, sind jedoch in jedem Fall wertfrei zu betrachten, wie es auch für unkonventionellen Sprachgebrauch gilt (es sei auf Kapitel 5.1 verwiesen, in dem an geeigneter Stelle in einer Fußnote weitere Begründungen für dieses Vorgehen am sprachlichen Material geliefert werden).

ist die, was ein sprachliches Zeichen immer bedeutet und was es in einem bestimmten Fall (bzw. von Fall zu Fall) bedeuten kann (s. etwa Linke et al. 2004: 184f).⁹²

Aufbauend auf diese Feststellungen und die diesbezüglich heranzitierte Literatur wollen wir nun zu einer Arbeitsdefinition von *Bedeutung* gelangen, die sich am bilateralen Zeichenmodell de Saussures orientiert. Bedeutung ist hierbei auf der Inhaltsseite, also dem Signifié zu verorten, allerdings notwendigerweise nicht mit diesem gleichzusetzen, da sich dieses aus mehreren Kategorien zusammensetzt. So wollen wir unter *Bedeutung* das mit einem Zeichen Gemeinte, das Denotat verstehen. Bei Konkreta wie dem Substantiv dt. *Maus* ist dies das Referenzobjekt, bei Funktionsworten wie der Konjunktion dt. *und* wollen wir darunter die Funktion – in diesem Fall etwa die Funktion des gleichwertigen Beiordnens zweier oder mehrerer sprachlicher Zeichen – verstehen. Zur Inhaltsseite eines sprachlichen Zeichens gehörig sei aber insgesamt alles verstanden, was im Zuge bzw. in Folge der Wahrnehmung und Interpretation eines (physikalisch und schließlich für einen *Homo sapiens* sinnlich wahrnehmbaren) Ausdrucks durch einen Rezipienten an Information gewonnen werden kann bzw. alles, was der Rezipient in seinem Mentalen Lexikon als Informationen mit einem Ausdruck inhaltsseitig in Verbindung setzt.⁹³ Wir schließen damit also etwa Denotat (also das, was wir im Wesentlichen als *Bedeutung* bezeichnen) und Konnotat⁹⁴ ein sowie mit Denotat oder Konnotat verbundene Merkmale (wie z.B. das Merkmal FELLIG für dt. *Maus* ‚(tierische) Maus‘), jedoch explizit auch

⁹² Wir werden diesbezüglich an späterer Stelle noch zu dem Schluss kommen, dass ein sprachliches Zeichen hinsichtlich seiner Bedeutung stets als Konglomerat aus Bedeutungsmöglichkeiten (bzw. „Phänotypisierungsmöglichkeiten“) begriffen werden sollte.

⁹³ Ähnlich umfangreiche Beschreibungen der Inhaltsseite finden sich auch oft in der Psycholinguistik, wo all dies meist unter der Bezeichnung *Begriff* zusammengefasst wird (vgl. Linke et al. 2004: 392).

In dieser Arbeit sei im Übrigen unter *Signifié* und *Zeicheninhalt* auf der einen und *Signifiant* und *Zeichenausdruck* auf der anderen Seite jeweils dasselbe verstanden, wohl wissend, dass in der Forschung mitunter abweichende Definitionen existieren. Allerdings wird eine derartige präskriptive semantische Gleichsetzung im Rahmen der in dieser Arbeit verwendeten Terminologie keinerlei inhaltliche Probleme nach sich ziehen, zumal die Termini nicht einem Selbstzweck dienen, sondern als Werkzeuge sind, die individuell an die Notwendigkeiten der jeweiligen Forschungsfragen angepasst werden können, womit auch sie sich – wie sprachliche Zeichen im Allgemeinen – im Spannungsfeld zwischen Konventionalität und konkreter, individueller Anwendung befinden.

⁹⁴ Insbesondere auf den Ausdruck *Konnotat* wird im folgenden Kapitel noch näher eingegangen werden.

grammatische Informationen, Zugehörigkeit zu Frames oder Skripts und semantische Relationen, die sich im Zuge der Interpretation eines Zeichens auf-tun.⁹⁵ Letzteres bedeutet etwa, dass der Zeicheninhalt eines Zeichens (bzw. einer lexikalischen Einheit) wie dt. *klein* ‚klein‘ die Information enthält, dass es ein zugehöriges Antonym – konkret: das Zeichen dt. *groß* ‚groß‘ – gibt; gemeint ist hiermit also nur die semantische Relation an sich, nicht jedoch das Zeichen dt. *groß* ‚groß‘ oder bloß dessen Inhalt.

Das Einbeziehen von semantischen Relationen als Teil der Inhaltsseite wirft allerdings die Frage auf, ob ein Terminus wie *Bedeutung* hierfür überhaupt noch angebracht erscheinen kann und dem wurde im vorigen Absatz nicht zuletzt dadurch bereits Rechnung getragen, dass von zu gewinnender *Information* gesprochen wurde und *Bedeutung* auf das Denotat beschränkt verstanden werden soll. Die biolinguistischen Ansätze dieser Arbeit, die sich bereits in einer reichhaltigen Diskussion von Fragen der Genetik geäußert haben, lassen in der Tat den Ausdruck *Information*⁹⁶ zur Bezeichnung des Gegenstands der vorliegenden Untersuchungen als geeigneter erscheinen als den Ausdruck *Bedeutung*. Die *Gesamtinformation* eines sprachlichen Zeichens kann hier in Fortführung sowie Reduktion der Informationsdefinition der Dudenredaktion – nach der Information (unter anderem) den „Gehalt einer Nachricht, die aus Zeichen eines Codes zusammengesetzt ist“ (Dudenredaktion 2015: 920), meint – und unter Zusammenführung mit de Saussures Zeichenmodell als Gesamtheit aller inhalts- und ausdrucksseitigen Informationen eines sprachlichen Zeichens verstanden werden. In diesem Sinne, ist der Ausdruck *Information* in seinen Grundsätzen auch weitgehend kompatibel mit dem Informationsbegriff der Biologie, der eine ähnlich allgemeine Grundlage in Anlehnung an den Alltagsgebrauch aufweist und je nach Thematik und individuelle Notwendigkeiten zugeschnitten wird (vgl. Kary/Mahner 2001: 371f), wie es auch hier geschieht. Eine Vergleichbarkeit womöglich ähnlicher Strukturen oder Prozesse aus Biologie und Sprache wird somit durch informationstheoretische Vereinheitlichung erleichtert. Überhaupt

⁹⁵ Die Aufzählung umfasst, wie dargelegt, die Gesamtheit der Informationen der Inhaltsseite eines sprachlichen Zeichens. Wichtig ist aber auch, dass wir uns bewusst machen, dass auch die Ausdrucksseite aus Informationen besteht (diese können etwa lautlicher oder graphematischer Natur sein). Die Gesamtheit der Informationen eines sprachlichen Zeichens ist folglich die Gesamtheit der inhaltsseitig und ausdrucksseitig gespeicherten Informationen sowie deren Beziehung zueinander.

⁹⁶ Eine Anmerkung bezüglich der Numerusmarkierung: Wir wollen in dieser Arbeit den Singular *Information* dort verwenden, wo es um Information oder Informationen an sich geht sowie immer dann, wenn von einer (als unteilbar angenommenen oder definierten) Information gesprochen wird; der Plural *Informationen* kommt dort zur Anwendung, wo eine Betonung des Zusammenwirkens mehrerer Einzelinformationen notwendig oder hilfreich erscheint.

erscheint der Ausdruck *Information* in der Linguistik verglichen mit den übrigen Naturwissenschaften noch weitgehend zögerlich gebraucht, obgleich er sich – wie wir auch im Rahmen dieser Arbeit feststellen – durch eine allgemeinere Gültigkeit auszeichnet, die den Austausch zwischen den Wissenschaften begünstigt.⁹⁷ Nichtsdestoweniger bleibt festzuhalten, dass sich auch der Informationsbegriff, wie er hier verwendet wird, durch eine schwer fassbare, abstrakte Dimension auszeichnet; Information bleibt dabei an Trägerstrukturen gebunden, von denen sie abgeleitet werden kann oder die durch sie die Zuschreibung einer Eigenschaft erfährt (sind Informationen und ihre jeweiligen Trägerstrukturen auch nicht als Einheit zu verstehen, wollen wir sie dennoch als in einer reziproken Beziehung zueinander verhaftet begreifen).

Zusammengefasst lässt sich also die Menge der von einem sprachlichen Zeichen übertragbaren Informationen mit dem bilateralen Zeichen nach de Saussure gleichsetzen, wobei etwa *Bedeutungen* eher im Sinne von Semen bzw. eben dem Denotat aufgefasst werden und somit nur ein Teil der Information eines sprachlichen Zeichens darstellen, wie es auch für Merkmale, Konnotate oder die Ausdrucksseite gilt. Sprachliche Information kann dabei sowohl eingliedrig als auch zusammengesetzt sein, obgleich letzterem mehr Gewicht zukommt, da Sprache ein komplexes Gebilde ist, in dem unterschiedliche Elemente für gewöhnlich miteinander kombiniert werden und miteinander wechselwirken (so z.B. morphologisch, phonologische und syntaktische).⁹⁸

Wenn im Folgenden geprüft wird, ob und wenn ja, inwiefern man von rezessiver Informationserhaltung in Sprache sprechen kann, wird die Menge der in einem sprachlichen Zeichen gespeicherten Informationen gemäß der Maxime

⁹⁷ So sei angemerkt, dass der Ausdruck *Information* auch der Biologie lange Zeit fremd war und sich dort eben aufgrund seiner Anschaulichkeit als alltäglicher Ausdruck und der Erleichterung des Austauschs mit anderen Wissenschaften durchsetzte (vgl. Kary/Mahner 2001: 371f).

⁹⁸ Obgleich man folgender Feststellung für diese Arbeit wenig erkennbaren Nutzen unterstellen mag, sei hier dennoch darauf hingewiesen, dass ich Information jeglicher Art – auch sprachliche und kognitive – zuletzt als etwas Physikalisches verstehen will, womit ich meine, dass man sich auch im Zusammenhang linguistischer Forschung bewusst sein sollte, dass sprachliche Prozesse zuletzt immer nur im Rahmen der Naturgesetze ablaufen können. So trivial dies erscheinen mag, sollte man sich dieses Faktums bewusst bleiben, gerade in einer Zeit, in der die Linguistik – Fortschritten wie im Bereich der Psycholinguistik, Biolinguistik oder Sprachevolutionsforschung zum Trotz – noch nicht abschließend als Naturwissenschaft anerkannt ist, was wohl auf die meisten ihrer Disziplinen zutrifft. Ferner ist für diese Arbeit zu beachten, dass auch sprachliche Information, die als eingliedrig, d.h. unteilbar bzw. nicht-zusammengesetzt aufgefasst wird, als physikalische Information nicht notwendigerweise ebenso als eingliedrig interpretiert werden kann.

bestimmt, dass nur Informationen aufgenommen werden, die sich in einem repräsentativem Maße konventionell sind; es sollte sich demnach um Informationen handeln, die mehr als einmal im Sprachgebrauch nachgewiesen werden können, wobei der situative wie sprachliche Kontext ihres Auftretens keine Anzeichen eines ausschließlich zwischen einem bestimmten Sender und einem bestimmten Empfänger bestehenden Konvention liefern sollte – die betreffende Information sollte demnach bereits auf der (abstrakt und modellhaft zu begreifenden) Kollektivebene einer Sprachgemeinschaft angekommen sein. Die allgemeine Verständigungs- und Kommunikationsfunktion von Sprache und sprachlichen Zeichen wird somit in das Zentrum des Interesses gerückt.

Dass eine derartige Einschätzung von Informationen einzelner sprachlicher Zeichen bzw. Elemente im Rahmen dieser Arbeit angesichts der Vielzahl herangezogener Belege nicht durch eigene Korpusuntersuchungen leistbar ist, hat zur Folge, dass sich auf die Vorarbeiten von Lexikografen gestützt werden muss, die ihrerseits darum bemüht sind, ihre Ergebnisse repräsentativ zu halten. So gibt etwa die Dudenredaktion an, „den aktuellen Wortschatz des modernen Deutsch möglichst umfassend darstellen“ (Dudenredaktion 2015: 13) zu wollen, aber – schon ob des Umfangs – nur eine Auswahl treffen zu können, der allerdings auch „Wörter aus Fachsprachen [...], aus vom Standard abweichenden Sprachebenen [...], aus unterschiedlichen Sprachregionen [...] und Wörter, die veraltet sind, also sprachhistorischen Wert besitzen“ (Dudenredaktion 2015: 13) angehören.⁹⁹ Angesichts einer Datenmenge von mehr als drei Millionen Belegen in ihrer elektronischen Sprachdatei sowie etwa drei Milliarden gespeicherten Wortformen aus Texten ist die Auswahl eines solchen Wörterbuchs notwendigerweise unvollständig und daher „nur“ repräsentativ gehalten (vgl. Dudenredaktion 2015: 13). Eine Einbeziehung verschiedener Varietäten ist aber durchaus im Sinne dieser Arbeit, da einerseits von einem mehr oder weniger großen, direkten oder indirekten Kontakt (und somit auch Informationsaustauschs) zwischen den einzelnen Varietäten einer Einzelsprache auszugehen ist und überdies die Definition einer sogenannten „Standardvarietät“ angesichts der sprachlichen Realität ohnehin als zumindest zu gewissem Grade willkürlich gelten muss.

Wie die weiteren Ausführungen zeigen werden, wird sich eine Betrachtung der Kollektivebene nie gänzlich von Betrachtungen der Individualebene lösen

⁹⁹ Es sei hierbei auch auf die durchaus wichtige Information verwiesen, dass „veraltete“ Worte nicht „ausgestorbene“, d.h. vollständig geschwundene sind. Hierbei wird von der Dudenredaktion aber insbesondere eine zumindest zu gewissem Grad diachrone Repräsentativität gewährleistet, die nicht in allen Wörterbüchern vergleichbar zu finden ist.

können, sodass schließlich in der Regel ausgehend von der Individualebene auf Zustände der Kollektivebene geschlossen werden wird. Zudem sind Kollektiv-ebenen ohnehin nur abstrakt und modellhaft zu verstehen und lassen sich dabei nur ausgehend von miteinander in sprachliche Kommunikation getretenen und tretenden Individualebenen rekonstruieren.

1.5.2 – Das Mentale Lexikon und der Zusammenhang von Sprache und Kognition

Im Folgenden wollen wir uns zentrale Erkenntnisse psycholinguistischer Forschung erarbeiten, die für die vorliegende Untersuchung relevant sind. Dabei wird vor allem eine Auseinandersetzung mit der Frage, wie Information aus sprachlichen Zeichen kognitiv verarbeitet wird und verknüpft ist, erfolgen müssen. Ergebnisse aus diesbezüglichen Forschungsarbeiten werden uns bei der Suche nach möglichen Speicherorten etwaiger rezessiver Informationen in Sprache helfen. So werden wir insbesondere hinsichtlich der linguistischen Kategorie der semantischen Relationen weitreichende Überschneidungen mit Strukturen des Mentalen Lexikons feststellen. Ein Verständnis des Mentalen Lexikons – verstanden als Sprachsystem der Individualebene – wird ferner wertvolle Erkenntnisse bezüglich eines Sprachsystems der Kollektivebene (etwa eines Sprachsystems einer Einzelsprache bzw. der Sprachgemeinschaft einer Einzelsprache) bereitstellen. Grundsätzlich sei ein erweitertes Verständnis des Mentalen Lexikons in dieser Arbeit zugrunde gelegt: Wir ordnen ihm dabei alle sprachliche Information, die in einem Sprachsystem auf Individualebene vorhanden ist, zu – nicht nur lexikalische. Auf diese Weise machen wir uns die Zuschreibung der Informationsspeicherung und Ordnung eines Lexikons zunutze und stellen einen direkten terminologischen Bezug zu Sprachlichkeit her. Auch in einer engen Fassung des Begriffs des Mentalen Lexikons, also unter Fokussierung auf lexikalische Elemente, sind die Übergänge zu anderen Bereichen der Sprache fließend, wenn etwa davon ausgegangen wird, dass Einträge im Mentalen Lexikon auch Informationen über die Lautgestalt eines Wortes beinhalten. Diese definitoriale Unschärfe merzt der erweiterte Begriffsumfang aus.

Obgleich wir später auch auf mögliche Sprachkompetenz bei Wesen oder Objekten, die nicht der Art *Homo sapiens* angehören, zu sprechen kommen werden, wird im Folgenden das Mentale Lexikon einzig in seiner Gestalt, wie sie eben bei Angehörigen besagter Art vorliegt, beschrieben.

1.5.2.1 – Der Aufbau des Mentalen Lexikons

Der Begriff des *Mentalen Lexikons* wird oft unspezifisch für kognitive Repräsentation und Speicherung von Sprache gebraucht und ist letztlich metaphorisch zu verstehen (vgl. Aitchison 2012: 266). Wir wollen ihn im Folgenden vor allem stellvertretend für das Sprachsystem eines Sprachträgers auf Individualebene gebrauchen, d.h. der Terminus *Mentales Lexikon* kann auch das Speichersystem einer sprachfähigen künstlichen Intelligenz meinen, obgleich hierbei der Ausdruck *mental* zunächst ungewohnt wirken mag.

Es handelt sich beim Mentalen Lexikon, wie wir es verstehen wollen, keinesfalls um einen rein lexikalischen Speicher und insbesondere seine innere Struktur und Organisation weicht gravierend von dem, was gemeinhin unter *Lexikon* verstanden wird, ab. Im Folgenden sei das Mentale Lexikon als Speicher- und Repräsentationsort allen sprachlichen Wissens verstanden, umfassend also sowohl lexikalisches als auch grammatisches Wissen (s. dazu Dietrich/Gerwien 2017: 25), und stellt dabei einen Teil des Langzeitgedächtnisses dar (Schwarz 2008: 105). Es ist, wie sich noch zeigen wird, von zentraler Bedeutung für Prozesse des Sprachverstehens und der Sprachproduktion.¹⁰⁰ Mit dieser Definition wenden wir den Begriff des *Mentalen Lexikons* also in erweiterter Weise – nämlich nicht bloß auf Lexik beschränkt – an; stattdessen erkennen wir dem Mentalen Lexikon auch grammatische und phonologische Kompetenz zu, was der Überzeugung geschuldet ist, dass – wie sich auch im Folgenden mehrfach unter Verweis auf Forschungsliteratur zeigen wird – sprachliche Ebenen vom Laut- über das Morphem- bis hin zum Syntaxsystem nicht isoliert voneinander betrachtet werden können, wenn man sie umfassend verstehen will. Die einzelnen Ebenen sind eng miteinander verknüpft und grammatische Informationen gehören wie alle übrigen Eigenschaften zu einem Wort – oder allgemeiner: einem sprachlichen Element auf lexikalischer Ebene – dazu (vgl. etwa auch Dietrich/Gerwien 2017: 25 u. Linke et al. 2004: 56).

¹⁰⁰ Hinsichtlich der Terminologie ist anzumerken, dass wir in Kapitel 5.1 noch begründet sehen werden, dass die Termini *Sprachproduktion* und *Sprachverstehen*, die in der Linguistik durchaus geläufig sind und in dieser Arbeit auch nicht vom üblichen Gebrauch abweichend Verwendung finden, im Rahmen des hier entwickelten bzw. noch zu entwickelnden Modells irreführend sein können, weshalb man sie in künftigen Arbeiten zum hiesigen Modell besser ersetzen sollte – so sei dann *Sprachproduktion* sinnvollerweise durch (*inhaltsgetriggerte*) *Ausdrucksgenese* und *Sprachverstehen* durch (*ausdrucksgetriggerte*) *Inhaltsgenese* ersetzt (es sei bezüglich einer entsprechenden Begründung und Herleitung insbesondere auf die Ausführungen in Kapitel 5.1 verwiesen).

Die Vernetzungen innerhalb des Mentalen Lexikons haben sich als äußerst komplex erwiesen. Es scheint im Wesentlichen ein wechselseitiges Zusammenspiel von orthographischer, phonologischer und konzeptueller Repräsentation von Sprache vorzuliegen, das von bereits erfolgtem auditiven wie visuellen Input aus der Umwelt und gegebenenfalls auch genetischen Anlagen abhängt, sich aber in Form von graphomotorischem und artikulatorischem Output auch in die Umwelt hinein äußern kann (vgl. Linke et al. 2004: 387 bzw. grundlegender Allport/Funnel 1981).¹⁰¹ Insofern ist das Mentale Lexikon selbstverständlich nicht hermetisch, sondern befindet sich mit seiner Umwelt, d.h. der Außenwelt seines Trägers und auch anderen kognitiven Strukturen desselben im Austausch.¹⁰² Strittig ist in diesem Zusammenhang etwa die Frage, ob es auch als Speicher für Weltwissen dient oder ob ein letzterer eher als vom Mentalen Lexikon separiert zu betrachten ist (vgl. Schwarz 2008: 106). Zusammenhänge zwischen Weltwissen und sprachlichem Wissen bestehen aber zweifelsfrei und seien sie nur indirekt. Monika Schwarz-Friesel spricht etwa von „enzyklopädische[n] Komponenten“ (Schwarz-Friesel 2013: 166), die zusätzlich zu „konventionell in [einer]

¹⁰¹ Insgesamt werden in der Forschung zumeist fünf Module der Kognition angegeben, die an Kommunikation beteiligt sind: „[erstens] die Grammatik mit ihren Teilmodulen, [zweitens] das konzeptuelle System (‘Weltwissen‘), [drittens] das Handlungswissen, [viertens] das Perzeptionsmodul (Fähigkeiten zur Sinneswahrnehmung) [und fünftens] das motorische System“ (Matzke/Römer 2010: 76). Hinsichtlich des Mentalen Lexikons werden zudem sieben Wissenssysteme unterschieden, die untereinander vernetzt sind: „1. das phonologische Modul, das lexikalische Spracherkennungssystem mit dem phonologischen Wissen sowie das Klangmuster bereitstellt bzw. festlegt, dem ein Wort entsprechen muss; 2. das artikulatorische Modul, das bereitstellt, wie ein Wort ausgesprochen wird; 3. das orthographische Modul, das angibt, wie ein Wort geschrieben wird; 4. das lexisch-grammatische Modul, das Wörter erkennt und das morpho-grammatisches Wissen enthält (über Flexionsmorphologie [usw.]); 5. das lexisch-grammatische Kodierungsmodul, das Wörter in den Satz einordnet (Subkategorisierungseigenschaften); 6. das lexikalisch-konzeptuelle System mit dem Bedeutungswissen; 7. das lexikalisch-pragmatische System mit dem pragma-semantischen Wissen“ (Matzke/Römer 2010: 76). All diese in der Forschung angenommenen, miteinander vernetzten Ebenen und Module verdeutlichen die Vielschichtigkeit des Mentalen Lexikons als System bzw. dessen Wechselwirkung mit Systemen in seiner Umwelt.

¹⁰² Eine detaillierte Beschreibung aller Facetten des Mentalen Lexikons ist in dieser Arbeit nicht leistbar und zudem hinsichtlich ihrer Zielsetzung unerheblich. So wird etwa auf eine Diskussion bezüglich der Speicherung und Repräsentation phonetischer Informationen weitgehend verzichtet; auch die (an für sich überholte und Sprache überschätzende) Frage, ob Sprache für das Denken notwendig ist oder nicht, sei hier ausgeblendet. Des Weiteren wird keine Diskussion über die Struktur menschlichen Gedächtnisses im Allgemeinen abgehalten, zumal dies in der Forschung ein höchst strittiges Feld ist (vgl. Schwarz 2008: 101f), welches besser in psychologischen oder vor allem neurologischen Arbeiten besprochen werden sollte.

Sprachgemeinschaft als verbindlich erachtete[m] Wortwissen“ (Schwarz-Friesel 2013: 166) erscheinen und dieses erweitern.¹⁰³ Individuell in unterschiedlichem Maße vorhandenes Weltwissen beeinflusst somit auch das jeweilige Verstehen sprachlicher Zeichen.

Der Vorgang des Verstehens sprachlicher Zeichen lässt sich besonders gut anhand einer klassischen Kommunikationssituation mit einem Sprecher (Sender) und einem Hörer (Empfänger) verdeutlichen. Eine knappe, aber durchaus präzise Beschreibung dessen liefert etwa Paul Gévaudan (unter Beschränkung auf lautsprachliche Kommunikation, die aber allgemeinere Rückschlüsse erlaubt):

„Der Sprecher möchte einen Inhalt versprachlichen und wählt hierfür einen Ausdruck. Der Hörer nimmt das vom Sprecher Artikulierte als ein Klangbild wahr, das für einen sprachlichen Ausdruck steht, und ordnet diesem Ausdruck sodann einen Inhalt zu. Der Sprechakt ist erfolgreich, wenn der Hörer glaubt, den Sprecher verstanden zu haben, und wenn der Sprecher glaubt, der Hörer habe ihn verstanden“ (Gévaudan 2007: 54).

Hierbei ist allerdings zu beachten, dass aufgrund individueller Unterschiede in Umfang und Organisation des Mentalen Lexikons ein und derselbe Ausdruck vom Sprecher inhaltlich anders gemeint sein kann, als er vom Hörer schließlich verstanden wird; eine vollständige Deckungsgleichheit ist dabei fast ausgeschlossen, eine konventionell bedingte Schnittmenge aber bei Mitgliedern einer Sprachgemeinschaft wahrscheinlich, sofern der verwendete Ausdruck tatsächlich zum Lexikon der jeweiligen Einzelsprache (also dem (abstrakten, modellhaften) Lexikon der Kollektivebene einer Sprachgemeinschaft) gezählt werden kann. Gemäß Gévaudan kann man also festhalten, dass ein Sprecher bzw. Sender für einen Redeinhalt, den er vom Hörer bzw. Empfänger verstanden haben möchte, in seinem Mentalen Lexikon nach einem ihm dazu passend erscheinenden Ausdruck „sucht“, der in der Regel konventionell mit einem entsprechenden Inhalt verbunden ist (oder metaphorisch darauf angewandt werden kann). Diesen Ausdruck bringt er dann lautlich und konkret realisiert hervor, woraufhin das entstandene Klangbild vom Hörer erstens als sprachlicher Ausdruck erkannt werden muss und zweitens einem Inhalt zugeordnet werden muss, der wiederum

¹⁰³ So verweist der Ausdruck dt. *Wasser* in seiner allgemeinen, konventionellen Bedeutung auf eine Flüssigkeit, die man unter anderem mit dt. *waschen* oder dt. *trinken* verbindet. Eine Erweiterung um Informationen wie der, dass es bei $\geq 0^\circ\text{C}$ hinsichtlich seines Aggregatzustands fest wird oder dass die chemische Strukturformel H_2O lautet, basiert auf Weltwissen, das innerhalb einer Sprachgemeinschaft individuell jeweils sehr verschieden ausgeprägt sein kann (vgl. Schwarz-Friesels 2013: 166, woraus auch dieses Beispiel um dt. *Wasser* entnommen wurde).

von der individuellen Gestalt des Mentalen Lexikons des Hörers abhängt, weshalb es zu Missverständnissen kommen kann (vgl. Gévaudan 2007: 54).

Hinsichtlich der Differenz zwischen konventionellem und individuellem Sprachverstehen sind auch *Konnotation* und *Assoziation* von Relevanz. Unter *Konnotat* bzw. einer *Konnotation* wollen wir – Schwarz-Friesel folgend – „gesellschaftlich verankerte Zusatzbedeutungen mit emotionalem Gehalt“ (Schwarz-Friesel 2013: 167f) verstehen¹⁰⁴ – wie etwa solche (für gewöhnlich negativer Natur) bei engl.(/dt.) *Nigger* (vgl. Schwarz-Friesel 2013: 167) –, die dabei aber durchaus noch vom Kontext abhängig sein können¹⁰⁵ (wie es jedoch für Sprachverstehensprozesse im Allgemeinen und bei (konventioneller) Ambiguität eines sprachlichen Zeichens im Besonderen der Fall ist). Bei mehreren Ausdrücken, die konventionell auf ein identisches Referenzobjekt abzielen, kann das Konnotat als stilistisch distinktives Merkmal auftreten (so etwa bei den dt. *Bulle* (für einen Polizisten) und dt. *Polizist* (s. Schwarz-Friesel 2013: 168), wobei *Bulle* als eher metaphorisch gelten kann). Von den auf Konvention fußenden Konnotationen sind Assoziationen abzugrenzen, die einem sprachlichen Zeichen aufgrund individueller Erfahrungen des Rezipienten zusätzliche Informationen beifügen. So kann etwa eine gescheiterte Liebesbeziehung zu einer Assoziation von Traurigkeit im Zuge des Verstehens des Ausdrucks dt. *Liebe* führen (vgl. Schwarz-Friesel 2013: 167).

Hinsichtlich lexikalischer Einheiten – also Einträgen im Mentalen Lexikon (vgl. Dietrich/Gerwien 2017: 30), die aus je einem Ausdruck und einem damit verbundenen Inhalt bestehen (vgl. Cruse 1986: 76)¹⁰⁶ – lassen sich drei vertikale Ebenen, die zum Zwecke des Sprachverstehens zusammenwirken, unterscheiden: die „Lexem-Ebene mit Informationen zu lautlichen Segmente[n] sowie metrische[n] Spezifikationen“ (Dietrich/Gerwien 2017:30), die „Lemma-Ebene mit morphologischen und syntaktischen Informationen“ (Dietrich/Gerwien

¹⁰⁴ Es sei darauf hingewiesen, dass der Konnotationsbegriff in der Forschung nicht unumstritten ist (vgl. Schwarz-Friesel 2013: 163) und mitunter als „Sammelbecken für alle nicht systematisch erfassten Bedeutungskomponenten“ (Schwarz-Friesel 2013: 163) dient. Überdies bedürfen konnotative Bedeutungen noch in vielerlei Hinsicht einer intensiveren Betrachtung durch die Forschung (s. Schwarz-Friesel 2013: 171). Die soeben formulierte Arbeitsdefinition für *Konnotation* sollte dessen eingedenk gebraucht werden.

¹⁰⁵ So zeigt Schwarz-Friesel etwa am Beispiel der Wendung dt. *blond und blauäugig*, dass diese im Deutschen etwa bei einem Kontext, der auf die NS-Ideologie anspielt, in der Regel als negativ konnotiert wahrgenommen wird, dass dies aber sonst nicht notwendigerweise der Fall ist (s. Schwarz-Friesel 2013: 171).

¹⁰⁶ Auf die Gestalt lexikalischer Einheiten wird an späterer Stelle noch detaillierter eingegangen werden.

2017:30) und die „Konzept-Ebene mit Informationen zur Bedeutung einer lexikalischen Einheit“ (Dietrich/Gerwien 2017: 30). Aus der Aphasieforschung, die erworbene Sprachstörungen untersucht, wissen wir, dass diese Ebenen isoliert voneinander gestört sein können, dass sie also zwar zusammenwirken, aber dennoch hinsichtlich ihrer Basis getrennt sein müssen (vgl. Dietrich/Gerwien 2017: 30), d.h. als getrennte, miteinander interagierende bzw. miteinander wechselwirkende Systeme begriffen werden können. Ausdrucks- und Inhaltsseite eines sprachlichen Zeichens werden demnach nicht gemeinsam, wenn auch offensichtlich nicht gänzlich ohne Verbindung zueinander gespeichert (s. dazu etwa Aitchison 2012: 247 u. Linke et al. 2004: 385-387).

Eine horizontale Ebene findet sich im Mentalen Lexikon etwa dort, wo lexikalische Einheiten miteinander verbunden sind und in Relation zueinander stehen (vgl. Dietrich/Gerwien 2017: 30). Bereits in den 1960er Jahren entwickelte Ross Quillian das Modell semantischer Netzwerke (s. Quillian 1967, 1968 u. 1969), wobei ein Netzwerk aus Knoten besteht, die miteinander verbunden sind. Die Knoten wiederum sind Einheiten,

„die einen im L[angzeitgedächtnis] enthaltenen Begriff repräsentier[en]. [...] So gehen beispielsweise von dem Knoten für den Begriff ‚Hund‘ Zeiger aus, die auf die Knoten ‚bellen‘, ‚Tier‘, ‚Schwanz‘ usw. weisen. Andererseits führen zum Knoten für den Begriff ‚Schwanz‘ Zeiger zu den Knoten ‚Hund‘, ‚Kuh‘, ‚Körperteil‘, ‚wedeln‘“ (Wettler 1980: 40).

Die Knoten lassen zudem Unterscheidungen zwischen Token und Type, also gewissermaßen zwischen Individualbegriffen und Allgemeinbegriffen zu (vgl. Wettler 1980: 42).

Quillians Modell wurde seit seiner Vorstellung vielfach überarbeitet und um weitere Informationen erweitert (so etwa von Simmons 1972 u. 1973 unter Anwendung der Tiefenkasus nach Fillmores Kasusgrammatik (s. Wettler 1980: 74-92)), behält in seinen Grundsätzen aber Gültigkeit. Heute bildet es etwa eine Grundlage für Untersuchungen an semantischen Relation in der hermeneutischen Linguistik (s. dazu etwa Bär 2015), wird aber nach wie vor als Modell zur Veranschaulichung von Funktionsweisen des Mentalen Lexikons verwendet. Während Quillian aber noch annahm, dass jede semantische Relation gleichstark sei, also dass entweder eine semantische Relation besteht oder eben keine (vgl. Wettler 1980: 68), wird heute eine Gewichtung der semantischen Relationen, in denen ein Wort steht, angenommen: Es scheint Verbindungen zu geben, die stärker sind als andere. So weist etwa Jean Aitchison darauf hin, dass es im

Sinne der Prototypensemantik leichter ist, ein vertrauterer Tier wie ein Rotkehlchen als *Vogel* zu benennen bzw. als Beispiel für einen Vogel anzuführen als ein etwas weniger vertrautes wie einen Pelikan (vgl. Aitchison 2012: 109).¹⁰⁷

Dies könnte im Zusammenhang mit einem wichtigen Phänomen im Zusammenhang mit Sprachverstehen stehen: der Voraktivierung bzw. des Primings. Im Prozess des Verstehens des Wortes *Vogel* werden über semantische Relationen, aber auch über Frames (die freilich eng mit semantischen Relationen verbunden sind)¹⁰⁸ –, bestimmte Informationen „voraktiviert“, d.h. sie werden kognitiv als in Verbindung zu *Vogel* stehend erkannt und in einen Zustand versetzt, indem sie leichter abrufbar sind, was den Prozess des Sprachverstehens beschleunigt (vgl. Schwarz 2014: 81f). Wenn ein Empfänger beim Hören des lautlich realisierten Ausdrucks *Vogel* zuerst an ein Rotkehlchen denkt, mag dies ein Indiz dafür sein, dass *Rotkehlchen* (oder gar nur die Bedeutung ‚Rotkehlchen‘) und *Vogel* im Mentalen Lexikon dieser Person durch eine besonders starke Verbindung miteinander verknüpft sind. Allerdings ist Priming keineswegs auf die Inhaltsseite sprachlicher Zeichen beschränkt, sondern kann auch ausdrucksseitig bestehen: „So wurde die Worterkennung von *Macht* erleichtert, wenn vorher *acht* dargeboten worden war“ (Schwarz 2014: 82).¹⁰⁹ Es werden also im Rahmen des Sprachverstehensprozesses, aber ebenso bei der Sprachplanung (d.h. dem Sprachproduktionsprozess) wohl mehr lexikalische Einheiten aktiviert, als zuletzt hinsichtlich des In- bzw. Outputs tatsächlich Verwendung finden (vgl. Aitchison 2012: 247 u. 260).

Angesichts derartiger Beziehungen zwischen mitunter sehr unterschiedlichen Ausdrücken verwundert es kaum, dass die Forschung feststellen musste, dass Wortfelder im Mentalen Lexikon höchst divergierend zusammengestellt sein können. Aufgrund von semantischen Relationen wie Agontonymie – so etwa bei *Hund*, welches sich agontonym (als handelnde Größe) zu *bellen* verhält – sind Wortfelder keineswegs paradigmatisch nach Wortarten sortiert und können sich individuell oder gemäß sozialem Gruppenzugehörigkeitsgefühlen sehr verschieden darstellen, wie etwa die Tatsache zeigt, dass bei Wortassoziationsexperimenten auf engl. *red* ‚rot‘ mitunter mit engl. *communist* ‚Kommunist‘ geantwortet wurde (vgl. Aitchison 2012: 101).

¹⁰⁷ Es sei angemerkt, dass auch derartige Feststellungen (aber auch das damit wohl in Verbindung stehende Phänomen des Primings) zuletzt ganz offensichtlich auf einen probabilistischen Charakter von Sprache hindeuten.

¹⁰⁸ In anderen Zusammenhängen wären auch Scripts, also prozessual organisierte Wissensbestände, die auf Handlungswissen basieren, denkbar (vgl. Linke et al. 2004: 266).

¹⁰⁹ Vermutlich erklärt dies auch die überraschende Wirkung von sogenannten „Vexierreimen“, die sich bekanntlich durch ein Durchkreuzen der reimtechnisch geweckten Erwartungen auszeichnen.

Aufbauend auf derartige Experimente, bei denen auf einen vorgegebenen Ausdruck mit dem ersten anderen reagiert werden sollte, der einer jeweiligen Versuchsperson in den Sinn kam, konnten Mechanismen aufgedeckt werden, nach denen das Mentale Lexikon lexikalische Einheiten organisiert und letztlich zu Wortentscheidungen in besagten Experimenten führt. Jean Aitchison (2012) fasst die Erkenntnisse, die anhand des Englischen gewonnen wurden, wie folgt zusammen (s. zum Folgenden Aitchison 2012: 100): Erstens wird sich fast immer für eine lexikalische Einheit entschieden, die nachvollziehbar im semantischen Netzwerk des Ausgangsausdrucks zu finden ist, wobei sich unterschiedliche Gewichtungen bzw. Wahrscheinlichkeiten erkennen lassen. Manche lexikalischen Einheiten wirken dabei „näher“ am Ausgangsausdruck oder scheinen in „stärkerer“ Relation dazu zu stehen als andere und treten in den Reaktionen häufiger auf. So fällt zweitens auf, dass Partnerbezeichnungen wie *Ehemann (husband)*¹¹⁰ zu *Ehefrau (wife)* oder Gegensatzbezeichnungen (Antonyme) wie *groß (big)* zu *klein (small)* besonders oft ausgelöst werden. Drittens reagieren insbesondere Erwachsene häufig mit einem Ausdruck, der derselben Wortart wie der Ausgangsausdruck angehört, was allerdings zu gewissem Grad auch im Sachverhalt der zweiten Beobachtung begründet sein könnte, da Partner- oder Gegensatzbezeichnungen für gewöhnlich wortartenidentisch sind.¹¹¹

Vor allem die ersten beiden Beobachtungen deuten darauf hin, dass Gruppen lexikalischer Einheiten, die sich auf dasselbe Thema beziehen, im Mentalen Lexikon gemeinsam bzw. eng miteinander verbunden gespeichert werden, wogegen verschiedene Themenbereiche wiederum weitgehend getrennt zu bleiben scheinen¹¹² (vgl. Aitchison 2012: 105). Wortassoziationsexperimente lassen Re-

¹¹⁰ Wenn hier und in den folgenden Absätzen ein englischer Ausdruck in Klammern hinter einem deutschen steht, so bedeutet dies, dass der entsprechende Test mit englischsprachigen Probanden stattgefunden hat und die englischen Ausdrücke die Originalbedingungen und -antworten darstellen (alle derartigen Beispiele sind entnommen aus Aitchison 2012).

¹¹¹ Kinder scheinen die abstrakte Wortartenunterscheidung in Form einer Klassifizierungseinheit für lexikalische Einheiten erst allmählich zu erlernen: So reagieren Kinder auf den Ausdruck *Tisch (table)* oft mit *essen (eat)*, wogegen Erwachsene für gewöhnlich *Stuhl (chair)* bevorzugen (vgl. Aitchison 2012: 219).

¹¹² So ist etwa der Fall eines Patienten belegt, der infolge eines Schlaganfalls besondere Probleme mit der sprachlichen Unterscheidung von Obst- und Gemüsesorten hatte, aber in anderen Themenfeldern keine auffälligen Störungen seiner sprachlichen Fähigkeiten aufwies (vgl. Aitchison 2012: 105). Allerdings kann dies auch dahingehend interpretiert werden, dass manche lexikalische Einheiten so eng miteinander verbunden sind, dass sie von Personen mit hirnschädigungsbedingten, erworbenen Sprachproblemen kaum unterschieden werden können (vgl. Aitchison 2012: 104). Möglich-

aktionen erkennen, in denen die lexikalischen Einheiten der Reaktion in erkennbarer semantischer Relation zum Ausgangsausdruck stehen oder eine semantische Schnittmenge aufweisen (s. dazu etwa Aitchison 2012: 101f). Nichtsdestoweniger sollte man sich bewusst machen, dass derartige Experimente zwar Einblicke in die Organisation des Mentalen Lexikons bieten, man diese aber auch nicht generalisieren und überbewerten sollte, da der Vorgang der Reaktion auf einen gegebenen Ausdruck mit einem anderen wenig mit natürlichen Sprachherausforderungen gemein hat und sich die Ergebnisse stark verändern können, wenn man die Ausgangsausdrücke nicht mehr kontextfrei präsentiert: So reagieren Menschen gewöhnlich auf *Mond* (*moon*) mit Ausdrücken wie *Sonne* (*sun*), *Nacht* (*night*) oder *Stern* (*star*), aber in der Regel mit *groß* (*big*), wenn *Mond* in einer Wortkette mit *Elefant* (*elephant*), *Wal* (*whale*) oder *Stadion* (*stadium*) steht (vgl. Aitchison 2012: 101).

Das Mentale Lexikon erweist sich also als höchst komplexes Gebilde, das zahlreiche Ebenen bzw. Subsysteme umfasst, die mitunter unabhängig voneinander verankert sein müssen, letztlich aber zusammenwirken, damit Sprachverstehen und Sprachproduktion erfolgreich im Sinne glückender Kommunikation unter Angehörigen derselben Sprachgemeinschaft¹¹³ vonstattengehen können. Hierbei kann mitunter von einer Überlappung verschiedener Speicherebenen wie etwa der von Wortartenklassifizierung, semantischen Relationen oder auch Scripts und Frames gesprochen werden.

erweise handelt es sich dabei – wie offenbar auch bei Versprechern – um bloße ausdrucksseitige Probleme (s. auch Aitchison 2012: 104). Dies lässt sich dann so interpretieren, dass bei Wortverwechslungen und Versprechern durchaus intakte bilaterale sprachliche Zeichen vorliegen, dass also vom Sender ein Ausdruck einem Inhalt zugeordnet wird, der diesem in der entsprechenden Sprachgemeinschaft konventionell nicht zugeordnet ist. Anders als für etwaige Empfänger wäre das Zeichen aus Sicht des Senders intakt und erschiene ihm sinnvoll. Ein Erinnern an die Konvention kann dann noch zur Selbstkorrektur führen. Bei Versprechern kann es auch zu ausdrucksseitigen Ähnlichkeiten mit dem gemeinten Ausdruck kommen, sodass dementsprechend auch davon ausgegangen werden kann, dass bei derartigen Versprechern der gesuchte Ausdruck mental in Ansätzen vorliegt (vgl. Aitchison 2012: 247).

¹¹³ Unter Angehörigen einer Sprachgemeinschaft können hier im weiteren Sinne auch Nicht-Muttersprachler verstanden werden, die sich gewissermaßen sekundär – und dabei unter Umständen ebenfalls nur temporär – in eine bestehende Sprachgemeinschaft integrieren.

1.5.2.2 – Erwerb und Erweiterung des Mentalen Lexikons

An dieser Stelle wollen wir einen kurzen Blick darauf werfen, wie das Mentale Lexikon erworben bzw. erweitert wird. Ein Grundprinzip, das hierbei offenbar Gültigkeit hat, haben wir bereits mehrfach umrissen: die Kontextgebundenheit von Sprache; sie ist eben nicht nur für den Sprachgebrauch, sondern bereits für den Spracherwerb von Relevanz.¹¹⁴

Spracherwerb findet stets in einem sozialen und kommunikativen (sowie kommunikationsorientierten) Kontext statt (s. Tomasello 2001: 132-158), woraus sich ergibt, dass Kinder je nach Art des Kontexts bzw. der Kontexte, in denen sie mit Sprache konfrontiert werden, bestimmte sprachliche Kompetenzen und ebenso Gestalt und Umfang ihres Wortschatzes in unterschiedlichem Maße und unterschiedlicher Geschwindigkeit erwerben. Hinzu kommen individuelle Unterschiede, die teils vom besagten Kontext, teils von genetischen Voraussetzungen – so etwa dem biologischen Geschlecht¹¹⁵ – abhängen, offensichtlich aber unabhängig von der Intelligenz eines Kindes sind (vgl. Szagun 2008: 227-233).

Interessanter im Sinne unserer Fragestellung in dieser Arbeit erscheint jedoch die Beobachtung, dass neue Inhalte sprachlicher Zeichen offenbar gelernt werden, indem man Begleitworte rezipiert und sich einprägt (vgl. Aitchison 2012: 114). Dieser Vorgang kann auch anknüpfend an das gleichzeitige Erlernen eines neuen Ausdrucks, der dem entsprechenden Inhalt zugeordnet wird, erfolgen. So erscheint das Herleiten des Inhalts zu einem bisher unbekanntem Ausdruck aus dem situativen oder sprachlichen Kontext, in dem er auftritt, eine grundlegende Kompetenz zu sein, die bei Erwachsenen und ebenso bei Kindern zur Erweiterung des Mentalen Lexikons führt (vgl. Aitchison 2012: 114). Sprachliche Zeichen im Sinne lexikalischer Einheiten und Einträge des Mentalen Lexikons werden also in sprachlichen Kontexten und konkreten Situationen erworben und die Rolle, die Begleitworte dabei offensichtlich spielen, zeigt, dass semantische Relationen weit mehr als nur ein wissenschaftliches Konstrukt sind.

Hinsichtlich der Betrachtung von Konnotationen und Assoziationen haben wir bereits gesehen, dass Gefühlswerte ebenfalls mitgelernt werden können, dass

¹¹⁴ Nicht näher diskutiert werden im Folgenden etwaige genetische Grundlagen des Mentalen Lexikons oder Hypothesen wie die der Existenz einer Universalgrammatik.

¹¹⁵ Es konnte etwa festgestellt werden, dass Kinder weiblichen Geschlechts in der Regel eine schnellere Sprachentwicklung vorweisen als die männlichen Geschlechts (vgl. Szagun 2008: 227).

diese im Allgemeinen individuell verschieden sind und dass diese durchaus veränderlich sind.¹¹⁶ Allerdings deuten auch die meisten übrigen Beobachtungen – etwa die gerade beschriebenen hinsichtlich der Erweiterbarkeit des Mentalen Lexikons – darauf hin, dass die Inhaltsseite eines sprachlichen Zeichens alles andere als statisch ist. Obgleich wohl niemand davon ausgehen würde, dass man ohne Weiteres die Inhaltsseite zum Ausdruck dt. *Hosenbund* vollständig „löschen“ und neu mit der Bedeutung bzw. dem Denotat ‚Staatsanwalt‘ (zuzüglich weiterer inhaltsseitiger Informationen) füllen könnte, zeigen in der diachronen Sprachentwicklung Bedeutungswandel auf der Inhaltsseite und Lautwandel auf der Ausdrucksseite,¹¹⁷ dass Flexibilität in der Gestalt eines sprachlichen Zeichens zumindest in einem gewissen Umfang (ausgehend von der jeweils gegenwärtigen Gestalt) gegeben sein muss. Die Flexibilität der Ausdrucksseite hat zudem wohl jeder, der einmal eine Fremdsprache erlernt hat und anfangs Probleme mit der Aussprache gehabt haben mag, schon erlebt: Man lernt ein Wort aus einer Vokabelliste und speichert es mit einer von der Konvention der jeweiligen Sprachgemeinschaft abweichenden Lautung im Mentalen Lexikon, kann aber die „korrekte“, d.h. konventionelle Lautung nachträglich noch erlernen, wobei sich demzufolge im Mentalen Lexikon nur Informationen bezüglich der Ausdrucksseite korrigierend ändern oder aber, der alte Eintrag gelöscht und ein neuer erstellt wird; beides hat das gleiche Resultat.¹¹⁸

Im Zusammenhang mit Spracherwerb bei Kindern lässt sich mitunter das Phänomen des sogenannten „Vokabelspurts“ beobachten, wobei ein Kind plötzlich beginnt neue lexikalische Einheiten in hohem Tempo hinzuzulernen (vgl. Szagun 2008: 117f). Hierfür wurden in der Vergangenheit verschiedene Erklärungsversuche unternommen. So

„könnte [es] sein, dass Kinder plötzlich merken, dass Dinge Namen haben [...], dass sie ein ‚Symbolbewusstsein‘ entwickeln [...] oder dass sie merken, dass alle Dinge kategorisiert werden können [...]. Der Vokabelspurt kann allerdings nicht nur bei Objektwörtern, sondern auch bei Verben stattfinden, wenn auch zu einem späteren Zeitpunkt“ (Szagun 2008: 117f).

¹¹⁶ Es sei hierbei an das Beispiel der Konnotation von dt. *Liebe* bei Personen, die divergierende Erfahrungen mit dem Verliebtsein gemacht haben, erinnert. In diesem Zusammenhang ist prinzipiell auch von Veränderlichkeit auszugehen.

¹¹⁷ Im Hinblick auf die Graphematik lässt sich hier gar die deutsche Rechtschreibreform von 1996 heranziehen.

¹¹⁸ Später werden wir sehen, dass statt „Löschungen“ und „Korrekturen“ eher Adjustierungen von Phänotypisierungswahrscheinlichkeiten angenommen werden sollten.

Sicherlich kann das Phänomen in Teilen anhand semantischer Relationen erklärt werden: Wenn ein Kind eine gewisse Anzahl von Wörtern beherrscht, wird irgendwann der Punkt erreicht sein, an dem sich die semantischen Netzwerke derart verdichtet haben, dass bestehende Lücken rasch anhand des bereits vorhandenen Wortschatzes gefüllt werden können; eine vollständige Erklärung bietet dies jedoch nicht, zumal der Vokabelspurt nicht bei jedem Kind und nicht immer „explosionsartig“ auftritt (vgl. Szagun 2008: 118). Auffällig ist zumindest, dass sich der Vokabelspurt häufiger, wenn auch nicht ausschließlich bei Kindern vollzieht, die zuvor besonders viele Nomen in ihr Mentales Lexikon aufgenommen haben und seltener bei jenen, die viele Wörter anderer Wortarten wie Funktionswörtern oder vor allem Verben beherrschen (vgl. Szagun 2008: 119). Interessant ist diesbezüglich auch die Tatsache, dass Theorien zur Entstehung und Evolution der Wortarten meist davon ausgehen, dass Einzelworte zuerst in Form von Nomen, sekundär dann auch Verben auftraten (s. dazu etwa Barnard 2016: 25). Möglicherweise lässt sich hier also hinsichtlich des Spracherwerbs eine Parallele zwischen menschlicher Individualentwicklung und Sprachevolution im Rahmen der menschlichen Entwicklungsgeschichte beobachten.¹¹⁹

Phänomene der Bedeutungsänderung etwa im Sinne von Erweiterung, Reduktion oder Transformation lassen sich, wie bereits umrissen wurde, für das Mentale Lexikon eines Individuums¹²⁰ wohl ständig feststellen. Auf ihre semantischen Gesichtspunkte wird später zurückzukommen sein, wenn wir uns Entlehnungen im Rahmen historischer Sprachentwicklung näher ansehen. An dieser Stelle sei exemplarisch Bedeutungserweiterung durch metaphorische Übertragung beschrieben.

¹¹⁹ Es sei diesbezüglich jedoch darauf hingewiesen, dass – unabhängig davon, welche Wortart man als älteste ansehen möchte und ob man diesbezüglich überhaupt fundiert begründbare Aussagen treffen kann – die Annahme einer zeitlich gestaffelten Wortartenentwicklung als Teil einer eher kompositionellen Sprachgenesetheorie zu betrachten ist. Demgegenüber ließe sich aber auch eine Sprachgenese annehmen, in der sich Wortarten erst sekundär aus holistischen bzw. holophrastischen sprachlichen Ausdrücken herausgebildet haben (wobei hier wiederum die Frage wäre, welche Wortart dies zuerst getan haben könnte oder ob es womöglich mehrere (oder gar alle) gleichzeitig taten) (s. einfürend zu den konkurrierenden holophrastischen und kompositionellen Sprachgenesetheorien etwa den darauf ausgelegten Sammelband Arbib/Bickerton 2010).

¹²⁰ Beschränken wir uns in dieser Arbeit zumeist auf Betrachtungen von Sprache beim *Homo sapiens* bzw. von Sprache in dessen Mentalen Lexika oder Lexika von dessen Kollektivebenen, so sei dennoch darauf hingewiesen, dass wir unter *Individuum*, sofern kein biologischer Kontext vorliegt oder es nicht explizit anders definiert wird, zunächst ein sprachverarbeitendes System verstehen; hierbei könnte es sich theoretisch also auch um eine Sprachsoftware oder eine künstliche Intelligenz (KI), aber selbstverständlich auch ein sprachfähiges Wesen einer anderen Spezies handeln.

Eine Metapher ist „ein im übertragenen Sinne gebrauchter sprachlicher Ausdruck, der mit dem Gemeinten durch eine Ähnlichkeitsbeziehung zu verbinden ist“ (Fricke 2000: 571). Diese Ähnlichkeitsbeziehung lässt sich auch als semantische Schnittmenge bezeichnen (vgl. etwa Jeßing/Köhnen 2012: 228). Allerdings ist höchst umstritten, wie groß die für funktionierende Metaphorik nötige Schnittmenge sein muss (vgl. Lipka 1995: 8). Hans-Jörg Schmid hebt sogar hervor, dass die Ähnlichkeitsbeziehung nicht ausschließliches Definitionskriterium für Metaphern sein kann und dass das Entscheidende eben nicht diese – möglicherweise nur minimale – zuvor vorhandene Ähnlichkeitsbeziehung ist, sondern das Schaffen einer Ähnlichkeitsbeziehung durch die Metapher selbst (vgl. Schmid 1993: 86); oder anders formuliert: Eine wie auch immer geartete, aber minimal vorhandene semantische Schnittmenge zwischen dem Ausdruck, der übertragend für das Gemeinte gebraucht wird, und dem Gemeinten bewirkt im Zuge des metaphorischen Gebrauchs eine intensive bzw. intensivere semantische Relation zwischen dem metaphorisch gebrauchten Ausdruck und dem Gemeinten, wobei letzterem durchaus bereits zuvor ein anderer Ausdruck durch Konvention zugeordnet sein kann. Zentral ist also „weniger eine objektive Ähnlichkeit als deren Herstellung durch subjektive Perzeption, Kategorisierung und Konzeptualisierung“ (Lipka 1994: 14); die Schöpfung und Entschlüsselung von Metaphern und vergleichbaren sogenannten „Stilmitteln“ wie etwa der Metonymie – die zwar auf eine besondere Beziehung zwischen dem, was mit dem gebrauchten Ausdruck konventionell gemeint ist, und dem metonymisch tatsächlich Gemeinten hinweist, aber analog zur Metapher funktioniert – sind also kognitive Prozesse (vgl. Lipka 1994: 14).

Metaphern stellen – ausgehend von einer konventionell mit der Ausdrucksseite verbundenen Inhaltsseite – übertragende Nutzungen der Ausdrucksseite sprachlicher Zeichen dar, wobei diese inhaltlich oft okkasionell, also frei von bestehender Konvention gebraucht werden, aber ihrerseits durchaus lexikalisch konventionalisierbar sind (vgl. Fricke 2000: 572). Voraussetzung dafür, dass Metaphern auch ohne konventionelle Bindung verstanden bzw. kognitiv angemessen entschlüsselt werden können, scheint eine Art natürliches Einvernehmen, einer gegenseitig angenommen „grundlegenden Kooperativität“ (Schwarz 2008: 69) unter Kommunikationspartnern zu sein, wonach hier ein Empfänger bzw. Rezipient davon ausgeht, dass der Sender etwas Sinnvolles bzw. inhaltlich Logisches oder Nachvollziehbares sagt (vgl. Schwarz 2008: 69). Mit fast negativ anmutendem Blick könnte man sogar sagen: Voraussetzung für das Glücken einer

sprachlichen Kommunikation mit konventionell nicht fixiertem Metapherngebrauch ist eine „Grundnaivität“ des Empfängers dem Sender gegenüber.¹²¹ Linguistisch betrachtet findet dann im Zuge der Entschlüsselung einer Metapher eine Übertragung von Information der Inhaltsseite eines sprachlichen Zeichens auf einen Ausdruck statt, der konventionell – also auf Kollektivebene – nicht mit diesen Inhalten verbunden ist; dabei werden zwangsläufig neue semantische Relationen hergestellt (vgl. Schwarz 2008: 69). Allerdings ist auch im Falle von Metaphern das übliche Muster erkennbar, nach dem inhaltsseitige Informationen stets im situativen und sprachlichen Kontext des Auftretens hergeleitet werden (vgl. Schwarz 2008: 70). Dies lässt sich anhand des Beispiels dt. *Der Junge ist ein Granitblock*. von Monika Schwarz verdeutlichen (s. Schwarz 2008: 68-71). „Dem Jungen werden [dabei] Merkmale wie HART, UNBEWEGLICH zugesprochen“ (Schwarz 2008: 69), was gleichzeitig *Junge* und *Granitblock* in semantische Relation zueinander stellt. Der Kontext kann sich darüber hinaus in verschiedener Weise als relevant zeigen:

„Wenn in einer Situation der Satz beispielsweise geäußert wird als Antwort auf die Frage, ob der Junge auch geeignet für eine bestimmte Aufgabe ist, dann könnte die aktuelle Bedeutungsrepräsentation des Satzes DER JUNGE IST BELASTBAR, ZUVERLÄSSIG, KRAFTVOLL sein und der kommunikative Sinn ist entsprechend die Empfehlung, den Jungen einzusetzen. In einer anderen Situation kann der Satz als Kritik geäußert werden: Dementsprechend werden dem Jungen konzeptuell die Eigenschaften KALTHERZIG, UNFLEXIBEL, UNBEUGSAM zugeordnet“ (Schwarz 2008: 70f).

Man kann daraus also gewissermaßen schließen, dass zwischen der Inhaltsseite zu dt. *Granitblock* auf der einen und der von dt. *belastbar, zuverlässig, kraftvoll, kaltherzig, unflexibel* und *unbeugsam* auf der anderen Seite jeweils eine, wenn auch geringe, semantische Schnittmenge bereits vorab bestehen muss, wobei die Adjektive Zuschreibungen zu dt. *Granitblock* darstellen, die im Beispielsatz metaphorisch auf dt. *Junge* übertragen werden. Letzteres bedeutet, dass die semantische Schnittmenge, die zwischen der Inhaltsseite zu dt. *Granitblock* und den entsprechenden Adjektiven besteht, zudem daran gekoppelt ist, dass sie eine Eigenschaft beschreibt, die gemäß der Inhaltsseite von dt. *Junge* sinnvoll und im

¹²¹ Selbstverständlich kann in einem zweiten Schritt – je nach Situation, Verhältnis von Sender und Empfänger zueinander oder individuellen Eigenschaften des Empfängers – der Empfänger kritischer werden und die Äußerungen des Senders etwa auf Lügen überprüfen. Auch in diesem Fall wäre aber von einer anfänglichen „Grundnaivität“ auszugehen, die etwa darauf beruht, dass der Empfänger dem Sender das Senden einer „sinnvollen“ Nachricht unterstellt (und zwar unabhängig vom Wahrheitsgehalt, den der Empfänger diesbezüglich annimmt).

jeweiligen Kontext als möglich erscheint, denn den Ausdruck dt. *Granitblock* würde man ansonsten wohl kaum mit einem Adjektiv wie dt. *zuverlässig* bzw. dem Merkmal ZUVERLÄSSIG in Verbindung bringen. Die semantischen Relationen entwickeln sich hierbei ganz offensichtlich zwischen den lexikalischen Einheiten dt. *Granitblock* (zuzüglich Inhaltsseite), dt. *Junge* (zuzüglich Inhaltsseite) und dem jeweiligen metaphorischen Inhalt zu dt. *Granitblock*. Die Inhaltsseiten verändern einander hierbei im Zusammenspiel und sind wiederum kontextabhängig. Kontextabhängig wird bzw. werden also auch die im Verständnis des Rezipienten am sinnvollsten erscheinende(n) Inhaltsinformation(en) herausgefiltert, die für den metaphorisch generierten Inhalt zu dt. *Granitblock* infrage kommt bzw. kommen (s. zur kognitiven Verarbeitung von Metaphern ferner auch Schwarz 2008: 71-75).

Anhand von Metaphern lässt sich somit leicht einsichtig beweisen, dass Inhalte zur Ausdrucksseite sprachlicher Zeichen auf komplexe Weise, aber durchaus ad hoc hergestellt werden können. Die Verfahren, die zum Verstehen von Metaphern angewandt werden, weisen dabei keine erkennbaren Abweichungen zur sonstigen Herstellung von inhaltsseitiger Information zu einem Ausdruck, wie wir sie zuvor kennengelernt haben, auf. Man könnte also mit George Lakoff und Mark Johnson sagen, dass unser konzeptuelles System, mit dem wir denken und handeln, gemäß seiner Natur von Grund auf metaphorisch ist,¹²² und gemäß Dan Sperber und Deirdre Wilson, dass Metaphern auf grundlegenden psychologischen Mechanismen beruhen, die natürlich und universell sind, weshalb man dabei in keinerlei Hinsicht von Normabweichungen sprechen kann.¹²³ Vielmehr handelt es sich bei der Verwendung und dem Verstehen von Metaphern um übliche Mechanismen bzw. „Werkzeuge“ des Mentalen Lexikons (s. Aitchison 2012: 183).

¹²² So heißt es im englischsprachigen Original: „Our ordinary conceptual system, in terms of which we both think and act, is fundamentally metaphorical in nature“ (Johnson/Lakoff 1980: 3).

¹²³ So heißt es im englischsprachigen Original: „Metaphors are based on fundamental psychological mechanisms which are both natural and universal. They are in no sense departures from a norm or breaches of a rule or maxim of communication“ (Sperber/Wilson 1986: 169).

1.5.2.3 – Vom Mentalen Lexikon zum kollektiven Gedächtnis: Die Verbindung zwischen Individual- und Kollektivebene

Wenden wir nun den Blick weg von Prozessen, die das Individuum im Inneren betreffen, hin zur Ebene eines Kollektivs, also von Gesellschaft, von Sprachgemeinschaft und schlussendlich kollektiven Gedächtnis. Die Frage lautet dabei: Wie hängt das Mentale Lexikon eines Individuums mit der Sprachgemeinschaft, der es angehört, zusammen? Und was ist in diesem Zusammenhang in diachroner Sicht an Kontinuität, Veränderung und Transmissionsmechanismen für Information zu erwarten? Im Folgenden werden diese Fragen unter Einbeziehung kulturwissenschaftlicher, linguistischer, psychologischer und anthropologischer Betrachtungen angegangen, wobei all diese Wissenschaftsbereiche zusammenwirken, wie es in dieser Arbeit bisher bereits vielerorts der Fall war.

Rufen wir uns zunächst einige allgemeine Sachverhalte ins Bewusstsein. Dass ein Individuum der Art *Homo sapiens* nicht für sich alleine steht, sondern im Rahmen einer wie auch immer gearteten Gruppe heranwächst und sich zu dieser Gruppe in irgendeiner Weise positioniert oder zu dieser Gruppe in irgendeiner Weise positioniert wird, erscheint einsichtig.¹²⁴ Gemäß einer Basisdefinition von *Gesellschaft*, wie sie etwa das „Bedeutungswörterbuch“ der Dudenredaktion vorschlägt,¹²⁵ kann *Gruppe* in diesem Zusammenhang mit *Gesellschaft* weitgehend gleichgesetzt werden. Da sich der *Homo sapiens* geschlechtlich fortpflanzt, ist Kontakt zu Artgenossen zur Arterhaltung unabdingbar, und für Nachkommen bedeutet die Tatsache, dass es sich bei dieser Art um Angehörige der Klasse *Mammalia* (Säugetiere) handelt, dass die Mutter bei der Geburt anwesend ist und anschließend über eine gewisse Zeit ein körperlicher Kontakt mit einem weiblichen Artgenossen (i.d.R. wiederum der Mutter) beim Säugen Bedingung für das Überleben des Neugeborenen ist.¹²⁶ Des Weiteren macht auch die – verglichen mit anderen Tieren – verhältnismäßig lange Kindheit des *Homo sapiens* sichernde Sozialstrukturen auch über das Säugealter hinaus nötig. Ein Leben frei

¹²⁴ Obgleich diese Aussage sicherlich auch auf die meisten anderen Spezies zutrifft, wollen wir uns hier auf den *Homo sapiens* beschränken.

¹²⁵ So lautet dort etwa eine von mehreren Definitionen für dt. *Gesellschaft*: „Kreis, Gruppe von Menschen“ (Dudenredaktion 2010: 435).

¹²⁶ Angenommen ein Säugling wird nach der Geburt künstlich und ohne direkten körperlichen Kontakt ernährt, so wäre natürlich auch für diesen Ernährungsvorgang nach gegenwärtigem Stand der Technik ein diesen Prozess steuernder oder initiiender Artgenosse nötig. Prinzipiell denkbar wäre zudem die Ernährung durch einen Angehörigen einer anderen Spezies, wobei selbst dann von einer Art *Gesellschaft* gesprochen werden kann. Ein vollständig selbstständiges Überleben kann einem neugeborenen *Homo sapiens* nicht gelingen.

von Gesellschaft ist für einen *Homo sapiens* somit schon aus biologischen Gründen nicht möglich.

An dieser Stelle sollten wir uns bewusst machen, dass Menschen über Mechanismen zur Informationsverarbeitung verfügen, die in ihrem Nervensystem verankert sind und von denen viele dazu ausgebildet sind, bei Adaptionsprozessen zu helfen (vgl. Cosmides/Tooby 1995a: 24). Manche dieser Mechanismen können wiederum zum Hervorbringen von Verhalten, zur Produktion von Gegenständen oder sprachlich vermittelter Repräsentationen dienen, die als „kulturelle Inhalte“ schließlich von anderen Mitgliedern der Gesellschaft des Individuums, das sie hervorgebracht hat, adaptiert werden können (vgl. Cosmides/Tooby 1995a: 24).¹²⁷ Diese neuronal verankerten Mechanismen legen nahe, dass Menschen von Natur aus Kultur bzw. kollektives, sozial erwirktes Wissen, hervorbringen und in Gesellschaft – die sich offensichtlich nicht vermeiden lässt – dazu neigen, kulturelle Inhalte zu adaptieren. So kann zwischen individuellen Fähigkeiten, die selbst hervorgebracht oder aber erlernt sind, und Kultur, die abhängig von der Existenz und Gestalt einer Gesellschaft ist,¹²⁸ das Vorhandensein einer reziproken Beziehung konstatiert werden (vgl. Cosmides/Tooby 1995a: 24).

Zum Zwecke größerer Deutlichkeit bedarf es nun aber der Klärung einiger definitorischer Fragen. Unter *Kultur* versteht etwa das „Universalwörterbuch“ der Dudenredaktion die „Gesamtheit der geistigen, künstlerischen, gestaltenden Leistungen einer Gemeinschaft als Ausdruck menschlicher Höherentwicklung“ (Dudenredaktion 2015: 1077). Diese Definition sollte jedoch noch präzisiert werden. So sollte etwa vorausgeschickt werden, dass Kultur sehr unterschiedlich ausgeprägt sein kann, wie man es auch im allgemeinen Sprachgebrauch deutlich macht, wenn man etwa von deutscher gegenüber englischer Kultur spricht; Menschen verfügen nicht über die Kultur schlechthin, sondern jeweils über eine bestimmte Ausprägung und insofern ist Kultur ein sehr abstraktes Konzept (vgl. Barnard 2016: 125). Kultur ist des Weiteren nicht als „Ensemble von Identitätsmerkmalen [zu verstehen], sondern als eine je spezifische Weise der Herstellung und Weitergabe von Wissen“ (Weigel 2006: 81), wobei gemeinhin „der Begriff der ‚Tradition‘ [...] den Bestand einer Kultur meint, einschließlich der ungeschriebenen Gesetze, [und] sich die ‚Überlieferung‘ [...] auf die Tätigkeit

¹²⁷ Es lohnt, in diesem Zusammenhang darauf hinzuweisen, dass selbstverständlich angenommen werden muss, dass besagte Mechanismen aufgrund natürlicher Selektion bis heute erhalten sind und darum auch ihre gegenwärtige Gestalt angenommen haben; dies bedeutet, dass sie sich im Laufe der Menschheitsgeschichte – also in der Vergangenheit – durchgesetzt haben, weshalb sich nicht zwingend eine Nützlichkeit für die Gegenwart ergibt (vgl. Cosmides/Tooby 1995b: 163).

¹²⁸ Dies gilt für Kultur, aber nicht zwangsläufig für ihre Inhalte (so können etwa gesellschaftliche Relikte wie die ägyptischen Pyramiden erklärt werden).

der Übergabe, auf den Akt des Überliefers, und auf die Erzählungen, die weitergegeben werden“ (Weigel 2006: 82), bezieht.

Hinsichtlich der oft strittigen Frage, ob auch andere Spezies über Kultur verfügen können, konnte bisher kein wissenschaftliches Argument dagegen hervor gebracht werden, dass eine unzweifelhafte Unterscheidung von menschlicher Kultur und deren Definition auch und gerade in Detail- und Grundlagenfragen ermöglicht. Vielmehr muss man fragen, ob Versuche, anderen Spezies Kultur abzusprechen, vielleicht primär durch menschliche Eitelkeit und den Willen, Kultur als Alleinstellungsmerkmal des *Homo sapiens* zu bewahren, motiviert sind. „Gestaltende Leistungen einer Gemeinschaft“ finden sich auch beim Werkzeuggebrauch von Menschenaffen (vgl. Cavalli-Sforza/Feldman 1981: 3) oder lassen sich bei Bauten wie sogenannten Ameisenhöfen beobachten, die wohl als Ausdruck des bereits erwähnten „erweiterten Phänotyp“ nach Dawkins (1999) zu verstehen sind. Im Detail wird sich dabei keine eindeutige Grenze finden lassen, hinter der „menschliche Höherentwicklung“ beginnt, was jedoch keinesfalls bedeuten soll, dass keine Unterschiede zwischen menschlicher Kultur und der anderer Tiere bestehen. Sicher lässt sich sagen, dass der Prozess kultureller Informationsvermittlung sowie die zu vermittelnde Informationsmenge zumindest unter den uns bekannten Spezies beim Menschen am höchsten entwickelt und offenbar auch am umfangreichsten ist (vgl. Cavalli-Sforza/Feldman 1981: 4).

Hinsichtlich Sprache wollen wir selbige im Folgenden nicht nur als Medium der Kulturvermittlung, sondern ebenso als Teil der Kultur ansehen, wie es in der Duden-Definition hinsichtlich der „geistigen Leistung“ mitschwingt und auch bei Cosmides und Tooby angenommen wird, wenn „sprachlich vermittelte Repräsentationen“ als „kultureller Inhalt“ betrachtet werden.¹²⁹

In diachroner Sicht ist die Idee, dass Kultur bzw. kulturelle Inhalte gespeichert und so übermittelt werden können, von besonderer Relevanz. In diesem Zusammenhang wird oft von „kulturellem Gedächtnis“ gesprochen. So beschreibt etwa Jan Assmann *kulturelles Gedächtnis* als „die Tradition in uns, die über Generationen, in jahrhunderte-, ja teilweise jahrtausendelanger Wiederholung gehärteten Texte, Bilder und Riten, die unser Zeit- und Geschichtsbewusstsein, unser Selbst- und Weltbild prägen“ (Assmann 2006: 70), die also explizit „nicht nur in uns und in anderen sich erinnernden Personen, sondern auch in Dingen wie Texten, Bildern und Handlungen“ (Assmann 2006: 69) existieren. Terminologisch grenzt Assmann des Weiteren das *verkörperte Gedächtnis*, das

¹²⁹ Im englischsprachigen Original heißt es dazu: „content-specific information-processing mechanisms generate some of the particular content of human culture, including [...] linguistically transmitted representations“ (Cosmides/Tooby 1995a: 24).

interaktive oder *kommunikative Gedächtnis* und das *kulturelle Gedächtnis* voneinander ab. So versteht er unter ersterem das Gedächtnis, das alleine innerhalb eines Menschen existiert (vgl. Assmann 2006: 69) – hierin fügt sich das Mentale Lexikon eines Individuums, das an das Langzeitgedächtnis gekoppelt und individuell angesammeltes und organisiertes sprachliches Wissen umfasst. Demgegenüber beschreibt Assmann ein „interaktive[s] oder kommunikative[s] Gedächtnis [...] sowohl in uns als auch außerhalb von uns, aber *nicht* außerhalb verkörperter Gedächtnisse“ (Assmann 2006: 69), das sich insbesondere durch – aufgrund einer Bindung an (menschliche, d.h. sterbliche) Zeitzeugen allmählich verblassende – mündliche Tradierung auszeichnet (vgl. Assmann 2007: 50-56). Kulturelles Gedächtnis wiederum ist nach Assmann nicht an verkörpertes Gedächtnis gebunden, sondern kann – wie bereits beschrieben – auch an externe Medien gebunden sein; in diesem Sinne sind „unsere Erinnerungen [...] nicht nur sozial, sondern auch kulturell ‚eingebettet‘, wir gehen nicht nur mit anderen Personen, sondern auch mit Texten, Bildern, Dingen, Symbolen und Riten um“ (Assmann 2006: 69f). Zu beachten ist dabei jedoch, dass alle Formen nicht-individuellen Gedächtnisses ihre Speicherung entweder in Medien wie Texten oder aber in Individuen finden; diese erlernen von anderen kulturelle Inhalte und legen sie – in Gestalt eines „Abbilds“ – in ihrem Gedächtnis ab. Insofern sind derartige Inhalte zwar in besonderem Maße konventionell, aber zuletzt an Individuen gebunden; Kollektive bleiben abstrakte Modelle, die tatsächlich in Individuen ihr Abbild finden und in diesem Zusammenhang durch Interaktion bzw. Wechselwirkung von Individuen konstituiert werden.

Es ist dabei sicher nicht zu leugnen, dass Unterschiede in der Vermittlung von Inhalten durch kommunikatives und kulturelles Gedächtnis, wie Assmann sie versteht, bestehen. Allerdings erscheint ein Ausschluss kommunikativ vermittelter Inhalte aus der Kultur, wie er durch diese Terminologie vielleicht suggeriert werden mag, zu weit gegriffen, weshalb die Unterscheidung der Termini des *kulturellen* und des *kommunikativen Gedächtnisses* vereinzelt etwas unglücklich wirkt. Es sei daher vorgeschlagen, dass wir im Rahmen dieser Arbeit kommunikatives und kulturelles Gedächtnis unter dem neutraleren Terminus *kollektives Gedächtnis* zusammenfassen, den auch Assmann mitunter als Überbegriff für beides verwendet (vgl. Assmann 1988: 9f), möchten aber dennoch der Divergenzen eingedenk bleiben. Diese scheinen letztlich aber primär medialer und zeitlicher Natur zu sein: So findet sowohl bei der Vermittlung von Inhalten im Rahmen des kommunikativen als auch des kulturellen Gedächtnisses eine Vermittlung von einem oder mehreren Individuen zu einem oder mehreren anderen Individuen statt, wobei bei kommunikativem Gedächtnis vor allem direkte

(laut)sprachliche Vermittlung als Medium dient und eine zeitliche Differenz zwischen Sender und Empfänger nicht oder nur in geringem Umfang besteht, wogegen kulturelles Gedächtnis durch Speichermedien wie schriftlich fixierte Texte oder Bilder Information von einem oder mehreren Individuen auf weitere Individuen unzählige Generationen später übertragen kann (aber immer bleiben Individuen als real existierende, nicht-abstrakte Entitäten, die entscheidende Größe). Da die Anlagen zur Hervorbringung und Adaption kultureller Inhalte beim Menschen aber neuronal verankert sind und neuronale Strukturen nicht ohne entsprechende Anlagen im (biologischen/genetischen) Genotyp ausgebildet werden können, sollten wir in letzter Konsequenz auch „Kulturprodukte“ wie schriftlich fixierte Texte gemäß Dawkins (1999) als eine Äußerung eines „erweiterten Phänotyps“ des Menschen verstehen.¹³⁰ Und so lässt sich durchaus sagen, dass sich „im Laufe der Generationen [...] neben dem Genpool die Kultur als ein Pool erworbener Verhaltensweisen entwickeln“ (Bayer 1994: 44) kann. Die Informationsvermittlung durch Objekte und Ähnliches, das als Teil des erweiterten Phänotyps zu interpretieren ist, erlaubt eine größere Unabhängigkeit von Raum und Zeit im Vorgang der Informationsvermittlung und stellt möglicherweise tatsächlich etwas dar, was für irdisches Leben einzigartig und spezifisch für den *Homo sapiens* zu sein scheint (vgl. Cavalli-Sforza 1981: 3f).

Im Zusammenhang mit Kulturvermittlung führt kein Weg an einer Betrachtung des Phänomens des Lernens vorbei, das durch Verwendung des Ausdrucks *Adaption* bereits mehrfach gestreift wurde. Wir wollen uns dies allerdings nicht allumfassend ansehen, sondern den Blick auf die Rolle des Lernens für Sprachvermittlung beschränken. Lernen stellt den Vorgang der Wissens- oder Fähigkeitserwerbung durch ein Individuum dar,¹³¹ weshalb mitunter auch von „individuellem Lernen“ die Rede ist (s. etwa Kirby 2012). Dabei ist, ähnlich wie hinsichtlich des kollektiven Gedächtnisses, auch bei Sprachvermittlung von drei Ebenen auszugehen, die sich allesamt als dynamisch erweisen: eine, die die biologischen Grundlagen und die biologische Evolution im Zusammenhang mit Sprache beschreibt, eine die soziale bzw. kulturelle Vermittlung zum Gegenstand

¹³⁰ Eine Diskussion darüber, ob und inwiefern Kultur evolutionäre Vorteile (in einem biologischen bzw. „darwinschen“ Sinne) bietet, kann und soll im Rahmen dieser Arbeit nicht stattfinden.

¹³¹ So beschreibt das „Universalwörterbuch“ der Dudenredaktion dt. *lernen* etwa als „a) sich Wissen, Kenntnisse aneignen [...]; b) sich, seinem Gedächtnis einprägen [...]; c) Fertigkeiten erwerben [...]; d) im Laufe der Zeit (durch Erfahrungen, Einsichten) zu einer bestimmten Einstellung, einem bestimmten Verhalten gelangen“ (Dudenredaktion 2015: 1122).

hat und zuletzt eben die des individuellen Lernens, wobei alle diese Ebenen letztlich zusammenwirken (vgl. Kirby 2012: 590f).¹³² Evolutionsbedingt durchgesetzte biologische Grundlagen bilden also den Rahmen für menschliche Sprache im Allgemeinen, in dem sich dann soziale oder kulturelle, historisch gewachsene Varianten menschlicher Sprache manifestieren und an die Mitglieder einer Sprachgemeinschaft, die ihrerseits diese Manifestation mitgestalten, vermittelt werden können. Das Individuum kann diesen Prozess innovativ mitgestalten und dadurch sowie durch Imitation sein eigenes Mentales Lexikon ausformen; Imitation und Innovation können durch selbstständiges oder durch von einem Artgenossen angeleitetes Lernen initiiert werden, wobei beide Prozesse im Rahmen kultureller Evolution in einem dialektischen Prozess miteinander verschränkt werden müssen, damit weitere Fortschritte ermöglicht werden können (vgl. Tomasello 1999: 39).

Dass eine Verbindung zwischen biologischer Evolution und Sprache besteht, die genetisch festzumachen ist, ist wohl unbestritten, unklar ist allerdings, wie eng diese Verbindung ist. Dass sie nicht unmittelbar sein kann, zeigt wohl die Tatsache, dass Menschen nicht von Natur aus dieselbe Sprache sprechen (s. auch Kirby 2012: 603); dennoch wird insbesondere im Umfeld der generativen Grammatik immer wieder von einer Universalgrammatik ausgegangen, die in jedem Menschen veranlagt sei und auf deren Grundlage einzelsprachliche Grammatiken generiert werden können (vgl. etwa Klenk 2003: 81f). Es ist aber ferner auch festzustellen, dass man seine Muttersprache nicht im Wechselspiel mit seiner nicht-menschlichen Umwelt (bzw. der Umwelt abzüglich der übrigen Angehörigen der eigenen Sprachgemeinschaft) erwirbt, sodass man schließlich zu dem Schluss kommen wird, dass Sprache – bzw. zumindest eine konkrete (Einzel)Sprache – primär kulturell vermittelt wird¹³³ (vgl. Kirby 2012: 603), womit wiederum der Konventionalität sprachlicher Zeichen und somit auch der Kommunikationsfunktion von Sprache bzw. deren informationsvermittelnder Charakter ein hoher Stellenwert zugesprochen wird.

¹³² Derartige Zusammenhänge werden in der Forschung meist gesehen: So unterscheidet etwa Partha Niyogi Lernen auf der individuellen Ebene und Evolution auf der Populationsebene (s. Niyogi 2004: 44) und weist darauf hin, dass Kinder Sprache meist von der vorigen Generation lernen (vgl. Niyogi 2004: 32), aber natürlich stets von bereits existierenden und (mehr oder weniger gut) integrierten Mitgliedern einer Sprachgemeinschaft (künftig sind hierbei aber durchaus auch sprachfähige KIs denkbar, die dann aber ebenfalls Teil einer Sprachgemeinschaft wären).

¹³³ Dies bedeutet im Umkehrschluss auch, dass Sprache im Sinne ihrer Erhaltung weitreichend auf Kultur und das Vorhandensein einer kommunikativen Gruppe angewiesen ist.

Dass individuelles Lernen – egal ob durch Innovation oder Imitation erfolgreich – aufgrund sozialer Interaktionen über die Individuums- bzw. Individual-ebene hinaus in die Ebene der Kultur bzw. der durch soziale Interaktion manifestierten kulturellen Inhalte hineinwirkt, erscheint logisch, allerdings zeigen Cosmides und Tooby auch, dass man die Rolle des Lernens dabei nicht überschätzen sollte. Vielmehr scheinen Menschen über neuronal verankerte Mechanismen zu verfügen, die dazu ausgebildet sind, auf unzählige Inputs von der Umwelt zu reagieren; diese Inputs sind jedoch zu einem hohen Grad von lokalen (und zeitlichen) Begebenheiten abhängig, sodass zu erwarten ist, dass die meisten Individuen einer Population am gleichen Ort (zur ungefähr gleichen Zeit¹³⁴) auf sich stellende Herausforderungen sehr ähnlich reagieren, ohne dass dafür (vermitteltes) Lernen oder sonstige Formen kultureller Vermittlung zwingend nötig sind (vgl. Cosmides/Tooby 1995a: 116). Cosmides und Tooby unterscheiden daher zwischen hervor- oder wachgerufener Kultur (*evoked culture*) und vermittelter Kultur (*transmitted culture*)¹³⁵ (vgl. Cosmides/Tooby 1995a: 116). Mindestens auf ersteres ließe sich im Übrigen der in dieser Arbeit bereits formulierte Allgemeine Rezessivitätsbegriff, der auf Veranlagungen zielt, anwenden. Und so sollte man sich stets des Unterschiedes zwischen genetisch Veranlagtem und (im Kontakt mit der Umwelt) Erworbenem bewusst sein (vgl. Cavalli-Sforza/Feldman 1981: 6).

Ferner muss man sich darüber im Klaren sein, dass Vermittlungseffekte entweder vertikal oder horizontal verlaufen, wobei man gemeinhin unter der vertikalen Ebene einen Informationsaustausch zwischen zwei unterschiedlichen Generationen und unter der horizontalen einen Informationsaustausch innerhalb einer Generation versteht¹³⁶ (s. etwa Cavalli-Sforza/Feldman 1981: 54). Da vertikaler Informationsaustausch zwar dank externer Speichermedien (wie etwa Schriftzeugnisse) nicht auf direkte (zeitliche und räumliche) Begegnung zweier (oder mehrerer) Individuen angewiesen ist, aber dennoch auch derart stattfinden kann – man denke an Eltern-Kinder- oder Lehrer-Schüler-Verhältnisse –, sind vertikale und horizontale Ebene nicht mit diachroner und synchroner Ebene zu

¹³⁴ Da lokale Begebenheiten in zeitlicher Hinsicht verhältnismäßig stabil sind, muss man hier einen Maßstab größerer Zeitspannen anlegen als etwa bloß den der Dauer eines durchschnittlichen Menschenlebens.

¹³⁵ Letzteres deutet bereits an, dass Cosmides und Tooby durchaus davon ausgehen, dass es innerhalb von Kultur Erlerntes im klassischen Sinne gibt; dennoch betrachten sie den Kern dessen, was das menschliche Leben ausmacht, als nicht durch Lernen hergestellt (vgl. Cosmides/Tooby 1995a: 117f).

¹³⁶ Entwicklungsgeschichtlich kann angesichts der offenbar geringen Größe sozialer Gruppen in der Vergangenheit des Menschen davon ausgegangen werden, dass vertikale Informationsvermittlung über den größten Zeitraum der Menschheitsgeschichte dominierend war (vgl. Cavalli-Sforza/Feldman 1981: 55).

verwechseln; vielmehr können beide Konzepte zur Erklärung unterschiedlicher Sachverhalte beitragen.

Dass Inhalte und Strukturen des Mentalen Lexikons eines Individuums von der Kultur, in der das Individuum sein Mentales Lexikon entwickelt, abhängen, dürfte bereits deutlich geworden sein. Allerdings ist zudem zu berücksichtigen, dass das Mentale Lexikon der Individuen einer Sprachgemeinschaft durchaus auch auf die Kultur zurückwirkt. In diesem Zusammenhang ist etwa die Frage von Relevanz, wie Sprache – konkret: sprachliches Wissen¹³⁷ – und Denken miteinander in Verbindung stehen. Es sei hierbei auf die sogenannte „linguistische Relativitätstheorie“ nach Benjamin Whorf verwiesen, der zufolge jede Einzelsprache aufgrund der in ihr bestehenden Möglichkeiten des Ausdrückens von Inhalten, aufgrund der in ihr bestehenden semantischen Relationen und aufgrund bestehender lexikalischer Lücken¹³⁸ eine eigene Weltsicht vermittelt (Sprache und Welt stehen danach in der Wahrnehmung eines Menschen relativ zueinander) (vgl. Whorf 2012: 272 u. 274). Allerdings ist umstritten, inwiefern dies das Denken tatsächlich prägt. So haben Untersuchungen ergeben, dass etwa „die Farbwahrnehmung [...] nicht willkürlich [ist], sondern [...] allgemeingültige Prinzipien auf[weist], die in der physiologischen Strukturierung des menschlichen Gehirns verankert sind“ (Schwarz 2014: 71). Obgleich es in den Sprachen der Welt sehr unterschiedliche Formen und Umfänge gibt, in denen Farben sprachlich kategorisiert werden,¹³⁹ können „auch Sprecher mit wenigen Farbnamen prinzipiell erkennen und unterscheiden [...], was nicht sprachlich belegt ist“ (Schwarz 2014: 71). Die Farbunterscheidungsfähigkeit des Menschen ist also „unabhängig davon, ob [seine jeweilige] Sprache Bezeichnungen für diese Farbtöne hat oder nicht“ (Schwarz 2014: 71). Vergleichbares lässt sich auch bei Kindern beobachten. So kann es beispielsweise vorkommen, dass sich ein Kind des Unterschiedes zwischen einer Ente und einem Pfau bewusst ist, aber dennoch zu einem Pfau *Ente* sagt, weil es den Ausdruck *Pfau* noch nicht kennt (vgl. Aitchison 2012: 214).

¹³⁷ Unter *sprachlichem Wissen* wollen wir im Folgenden ganz allgemein jegliche sprachliche Information (einschließlich jeglicher Information über den Gebrauch sprachlicher Informationen) bzw. die Gesamtheit aller sprachlichen Informationen, über die ein Untersuchungssystem (etwa ein sprachfähiges Individuum) verfügt, verstehen; der Terminus *sprachliches Wissen* kann in diesem Sinne synonym mit dem Terminus *sprachlicher Genotyp* gebraucht werden.

¹³⁸ So gibt es im Deutschen etwa mit dt. *satt* einen Ausdruck für ‚nicht mehr hungrig sein‘, allerdings keinen für ‚nicht mehr durstig sein‘, was eine lexikalische Lücke darstellt; es gibt also gewöhnlich mehr Konzepte in der Welt, als in einer Einzelsprache lexikalisiert werden (vgl. Schwarz 2014: 69).

¹³⁹ So unterscheiden manche Einzelsprachen hinsichtlich Farben – anders als etwa das Deutsche – nur zwischen ‚hell‘ und ‚dunkel‘ (vgl. Schwarz 2014: 70).

Dass Sprache¹⁴⁰ die Wahrnehmung vollumfänglich determiniert, kann also nicht behauptet werden (vgl. Schwarz 2014: 72); nichtsdestoweniger bleibt festzustellen, dass „die Welt an sich [...] ein Strom von Reizen ist, der je nach Sprachgemeinschaft unterschiedlich aufgeteilt wird“ (Schwarz 2014: 70). Hinzu kommt, dass Sprache selbst bei sehr weitgefassten Definitionen von *Denken* stets das wichtigste Repräsentationsmedium unseres Wissens und Bewusstseins darzustellen scheint (vgl. Schwarz 2014: 74). Sprache und Denken lassen sich demnach nicht voneinander trennen und so sind die Wahrnehmung und das Denken der Mitglieder einer Sprachgemeinschaft auch von Bedeutung für die Entwicklung ihrer Sprache. Hier spielt wiederum kulturelle Entwicklung eine wichtige Rolle. So wird etwa kein Sprachhistoriker auf die Idee kommen, nach einem protogermanischen Ausdruck für dt. *Hubschrauber* ‚Hubschrauber‘ zu suchen, da ein derartiger Ausdruck für die protogermanische Zeit – also vor mehr als zweitausend Jahren – nicht anzunehmen ist, weil damals das, was wir im Deutschen heute dt. *Hubschrauber* nennen, aber wohl auch Vergleichbares noch nicht existierte. In dieser Veränderlichkeit der Welt – und sei die jeweilige Veränderung menschengemacht oder nicht – liegt im Übrigen ganz offensichtlich eine natürliche Notwendigkeit für Sprachwandel verankert.

Wir haben also gesehen, dass zwischen dem (individuellen) Mentalen Lexikon, dem kollektiven Lexikon einer Sprachgemeinschaft sowie deren Kultur und individuellem Denken wie kollektivem Gedächtnis enge Wechselwirkungen¹⁴¹ bestehen, die sich zudem stets im Rahmen biologischer Evolution – und zuletzt

¹⁴⁰ *Sprache* kann hier durchaus allgemein verstanden werden, obgleich die zugrundeliegenden Untersuchungen dieses Kapitels sich meist auf eine jeweilige Muttersprache beziehen. Selbstverständlich ist anzunehmen, dass Fremdsprachenkenntnisse ebenso einen Einfluss auf die Wahrnehmung haben können, wenn etwa Inhalte sprachlicher Zeichen über die jeweils zugeordneten Ausdrucksseiten in der Fremdsprache in anderen semantischen Relationen erscheinen als in der Muttersprache. Entsprechende Relationen könnten dann auch analog dazu auf die Muttersprache übertragen werden. Allerdings bedarf es hierzu unbedingt einer empirischen Untersuchung, die bisher, soweit einsehbar, noch nicht existiert. Ein anderes Beispiel für Beeinflussung der Muttersprache durch Fremdsprachenkenntnisse ist der Sprachkontakt mit seinen möglichen Folgen wie Entlehnungen, auf die wir später noch zu sprechen kommen.

¹⁴¹ Unter *Wechselwirkung* sei hier und im Folgenden ganz allgemein ein „Zusammenhang durch gegenseitige Beeinflussung“ (Zwahr 2006g: 539) verstanden bzw. der Konstitutionsprozess eines solchen Zusammenhangs (ein solcher Zusammenhang besteht – gemäß der Terminologie dieser Arbeit – unter anderem stets zwischen einem Phänotypisierer und dem jeweiligen Phänotypisierungsobjekt). Insbesondere hinsichtlich kognitiver Informationskategorien und -organisation ist darauf hinzuweisen, dass Information, die ein Organismus (oder gar auch eine KI) gespeichert hat, für eine Nutzung in Wechselwirkung des (besagten) Speichernden mit dessen Umwelt bereitsteht (vgl. Sauermost 2001: 184).

physikalischer Gesetzmäßigkeiten – fassen lassen. Das Mentale Lexikon des Einzelnen und somit alle sprachlichen Informationen, über die es verfügt, können nicht ohne die Umwelt des Individuums verstanden werden. Somit sind auch sprachliche Aspekte wie Wortsemantik oder semantische Relationen stets auf individueller und kollektiver Ebene zu betrachten. Hierbei bleibt die Kollektivebene als etwas Abstraktes und Modellhaftes zu verstehen, das sich im Prozess sprachlicher Interaktion mehrerer Individualebenen konstruiert und als eine Art „Abbild“ in den Individualebenen verhaftet bleibt; wenn wir Sprache untersuchen, dann sinnvollerweise auf Individualebene, wobei wir die Frage nach dem konventionellen Anteil der jeweils betrachteten sprachlichen Informationen stellen, welcher Teil von „Abbildern“ von Kollektivebenen ist.

Im Zentrum der Linguistik steht für gewöhnlich Sprache als Medium einer Sprachgemeinschaft, womit die Konventionalität sprachlicher Zeichen von hoher Bedeutung ist. Wir befinden uns dabei also vor allem auf der Kollektivebene. Dennoch dürfen wir darüber eben nicht vergessen, welche Verbindungen zwischen Individuum und Kollektiv bestehen: So sind die Mentalen Lexika der Individuen,¹⁴² die einer Sprachgemeinschaft angehören, bekanntlich prägend für das entsprechende Lexikon der Kollektivebene der Sprachgemeinschaft. Insbesondere in der Arbeit von Lars Bülow (2017) wird die Bedeutung der Individualebene (des Idiolekts) für Sprachzustand und vor allem Sprachwandel hervorgehoben (vgl. etwa Bülow 2017: 24 u. 299-301). In Anlehnung an Joachim Herrgen und Jürgen Schmidt (vgl. Herrgen/Schmidt 2011: 28-33) weist Bülow auf die Synchronisierungsprozesse, die in kommunikativen Situationen wirken, sowie insbesondere deren Unterscheidung zwischen Mikro-, Meso- und Makrosynchronisierung hin (s. Bülow 2017: 108-114). So definieren Herrgen und Schmidt *Synchronisierung* in diesem Zusammenhang als „Abgleich von Kompetenzdifferenzen im Performanzakt mit der Folge einer Stabilisierung und/oder Modifizierung der beteiligten aktiven und passiven Kompetenzen“ (Herrgen/Schmidt 2011: 28). Gemäß der hier angewandten Terminologie finden derartige Synchronisierungsprozesse also stets zwischen einzelnen Individualebenen (bzw. Idiolekten) statt und konstituieren dabei jeweils eine als abstrakt, modellhaft und simplifizierend zu verstehende Kollektivebene. Hierbei bildet nach Herrgen und Schmidt die *Mikrosynchronisierung* die Grundlage für einen derartigen Abgleich bzw. Aus-

¹⁴² Diese Lexika der Individualebene ließen sich auch jeweils mit dem Terminus *Idiolekt* beschreiben, wie es etwa Lars Bülow (2017) konsequent tut; um die Parallele zwischen Individual- und Kollektivebenen in anderen Bereichen als Sprache (etwa hinsichtlich Populationen oder Ökosystemen) zu betonen bzw. diesbezügliche Vergleiche wie auch Abgrenzungen zu erleichtern, sei hier und im Folgenden nicht von Idiolekten, sondern eben von einer sprachlichen Individualebene gesprochen.

tausch, weil sie eine „in der Einzelinteraktion begründete Modifizierung und zugleich Stabilisierung des individuellen Wissens“ (Herrgen/Schmidt 2011: 29) und somit den Basisprozess des Abgleichs einer Individualebene mit anderen darstellt (vgl. Herrgen/Schmidt 2011: 30). *Mesosynchronisierung* beschreibt wiederum den Synchronisierungsakt, der „zu einer Ausbildung von gemeinsamen situationspezifischem sprachlichem Wissen“ (Herrgen/Schmidt 2011: 31) im direkten sprachlichen Kontakt führt, wogegen *Makrosynchronisierung* die Ausrichtung der „Mitglieder einer Sprachgemeinschaft [...] an einer gemeinsamen Norm“ (Herrgen/Schmidt 2011: 32) meint (man könnte Mesosynchronisierung daher auch als gemäß eines *Bottom-up-Modells* und Makrosynchronisierung als gemäß eines *Top-down-Modells* wirkend bezeichnen). Insofern machen Herrgen und Schmidt ebenso wie Bülow, der darauf aufbaut, deutlich, dass die vielen Individualebenen einer Sprachgemeinschaft im Rahmen von Synchronisierungsprozessen eine Kollektivebene erschaffen. Insbesondere wenn wir uns später noch ausführlich mit Phänotypisierungen sprachlicher Elemente auseinandersetzen, werden wir erkennen, dass diese (1.) von hoher Relevanz für die Gestalt eines Sprachsystems (auch) auf der Kollektivebene sind und dass sie (2.) ausschließlich auf Individualebene stattfinden können (schon weil eine Sprachgemeinschaft als solche etwa keine kollektive Äußerung vollziehen kann, sondern bestenfalls äußert jedes Mitglied einer Sprachgemeinschaft zeitgleich dasselbe auf seiner jeweiligen Individualebene). Und so schließt sich diese Arbeit durchaus dem Anliegen Bülows (2017) an, die Bedeutung der Individualebene – bzw. des *Idiolekts*¹⁴³ – für Prozesse, die etwa diachron (aber sehr wohl auch synchron) auf der Kollektivebene eines Sprachsystems stattfinden, hervorzuheben. Dabei lässt sich „die individuelle Kompetenz [als] zu jedem Zeitpunkt nur einen (jeweils anderen) Ausschnitt der komplexen Gesamtsprache“ (Herrgen/Schmidt 2011: 49) umfassend beschreiben. Allerdings sei noch einmal betont, dass auch in der vorliegenden Arbeit immer wieder von Kollektivebenen die Rede sein wird, dass dies aber vor allem didaktische Gründe hat: Bleiben wir eingedenk, dass Kollektivebenen als abstrakt, modellhaft und simplifizierend zu gelten haben.

Hinsichtlich des sprachlichen Genotyps ist dabei zu berücksichtigen, dass dieser im eigentlichen Sinne nur auf Individualebenen angewandt werden kann und dass seine Anwendung auf Kollektivebenen nur übertragend verstanden werden kann. Dies rührt daher, dass sich die durch Synchronisierungsprozesse

¹⁴³ Bülow verwendet stets den linguistischen Terminus *Idiolekt* für das, was wir hier besser als *Individualebene* bezeichnen wollen, gerade weil letzterer Terminus weniger spezifisch linguistisch erscheint und somit flexibler gebraucht werden kann; so lässt sich mit *Individualebene* insbesondere darauf aufmerksam machen, dass das Gemeinte in ständiger Wechselwirkung auch mit außerlinguistischen Phänomenen steht.

herleitbaren, abstrakten Kollektivebenen zuletzt nur von tatsächlichen stattfindenden sprachlichen Kommunikationen zwischen Individualebenen speisen können. Ihr „Genotyp“ kann also – wie sie selbst – nur abstrakt, modellhaft und simplifizierend verstanden werden. In dieser Arbeit wird mitunter von einem Genotyp auf Kollektivebene die Rede sein, um bestimmte Sachverhalte zu veranschaulichen; bei Detailbetrachtungen ist aber unbedingt davon Abstand zu nehmen, von einem sprachlichen Genotyp auf Kollektivebene zu sprechen.

Allgemein können wir etwa die Gesamtheit an sprachlichem Wissen, über das ein Individuum verfügt, als sprachlichen Genotyp dieses Individuums bezeichnen; wir werden allerdings an späterer Stelle noch sehen, dass es plausible Gründe dafür gibt, anzunehmen, dass der sprachliche Genotyp in jedem Fall identisch, d.h. konstant ist.¹⁴⁴ Hinsichtlich der Genese des sprachlichen Phänotyps, die wir allein auf Individualebenen verorten können, bedeutet eben diese Verortung, dass für den sprachlichen Genotyp einer Individualebene gilt, dass er gewöhnlich über einen einzigen Phänotypisierungs- oder Output-Kanal verfügt.¹⁴⁵

Von besonderer Wichtigkeit erscheint es jedoch, sich bewusst zu machen, dass eine Kollektivebene zwar etwas Abstraktes und Modellhaftes darstellt, sich aber dennoch fassen bzw. verorten lässt – und zwar auf Individualebene: Im Rahmen der Genese von Kollektivebenen via Synchronisierungsprozessen wird den an der jeweiligen Synchronisierung beteiligten Trägern von Sprachsystemen auf Individualebene für gewöhnlich eine Rückmeldung gegeben, ob die Synchronisierung erfolgreich war oder nicht und zwar im Sinne einer gegenseitigen Versicherung, verstanden zu haben bzw. verstanden worden zu sein (vgl. Schmidt 2010: 212), die verbal oder nonverbal (etwa implizit, mimisch oder gestisch) erfolgen kann. Diese Rückmeldung sorgt gegebenenfalls – besonders im Falle eines (mutmaßlichen) Un- oder Missverständnisses – für eine Veränderung bzw. Anpassung des Sprachsystems (bzw. Mentalen Lexikons), über das die an der Synchronisierung beteiligten Träger von Individualebenen verfügen, damit künftige Synchronisierungsprozesse wiederum besser gelingen (s. dazu wiederum auch

¹⁴⁴ Hierbei sei auf Kapitel 2.6 verwiesen, für dessen umfassendes Verständnis jedoch noch die Klärung einiger Sachverhalte sowie die Herstellung verschiedener Arbeitsdefinitionen nötig erscheint.

¹⁴⁵ Bei der Betrachtung eines *Homo sapiens* als sprachfähiges Wesen und potenziellen Phänotypisierer gilt freilich eine starke Beschränkung der Anzahl an Phänotypisierungskanälen, die gewöhnlich 1 beträgt – zumindest dann, wenn wir ausschließen, dass ein Mensch zeitgleich mehrere sprachliche Elemente phänotypisieren (d.h. wahrnehmen) kann. Gestalten wir das Modell jedoch auch für andere sprachfähige Wesen oder Objekte offen, so ist festzustellen, dass es insbesondere im technischen Bereich nicht auszuschließen ist, dass eine vollumfänglich sprachfähige KI entwickelt wird, die zeitgleich mehrere Phänotypisierungsprozesse vornehmen kann.

Schmidt 2010: 212) – genauer: sprachliche Metainformation wird angepasst. Das – und dies ist zentral – bedeutet, dass wir Kollektivebenen auf Individualebenen habhaft werden können: Jede Kollektivebene hinterlässt ein Abbild in den Sprachsystemen der an ihrer Genese beteiligten Individualebenen, wobei dieses Abbild zuletzt eine Interpretation der Träger der jeweiligen Individualebenen ist und somit individuell verschieden ausfallen kann. Die Speicher von Informationen einer Kollektivebene sind also identisch mit jenen der Individualebenen und können physisch etwa in Form neuronaler Verknüpfungen im Gehirn oder Hardware-Speichern künstlicher Intelligenzen vorliegen. In Anlehnung an den Sprachgebrauch in der IT – und um entsprechende Parallelen aufzuzeigen – kann anstelle des Terminus *Abbild* auch der des *Image* verwendet werden, wie auch der entsprechende Prozess der Herstellung eines solchen Abbildes als *Imaging* bezeichnet werden kann. Im Rahmen des Imaging wirken physische Speicher wie etwa Gehirne oder Hardware-Speicher als Speicherort auf Individualebene für entsprechende Informationen einer synchronisierten Kollektivebene. Der modellhafte und simplifizierende Charakter von Kollektivebenen wird dabei dadurch deutlich, dass sie nicht als eigenständige Entitäten wahrgenommen werden können; sie sind vielmehr stets als Teil von Individualebenen gespeichert und sollten daher selbst bestenfalls im übertragenden Sinne als „Sprachsystem“ bezeichnet werden.

Im Zusammenhang mit den Synchronisierungsprozessen nach Herrgen und Schmidt verbindet Bülow ferner die Systemebene des Sprachwissens eines Idiolekts, d.h. einer Individualebene, mit der Theorie komplexer adaptiver Systeme (vgl. Bülow 2017: 300): Er betont dabei also die Adaptionfähigkeit dieses Systems, die wir bereits hinsichtlich unserer Betrachtungen zum Lernen und Spracherwerb kennengelernt haben, ebenso wie dessen Systemhaftigkeit.¹⁴⁶

¹⁴⁶ Ferner versucht Bülow darauf aufbauend Sprachwandel als evolutionären Prozess zu beschreiben, was durchaus ein erfolgversprechendes Anliegen ist – es sei auch an die diesbezüglichen Ausführungen in dieser Arbeit erinnert –, was allerdings in seiner Argumentation schwerlich als eine große Tragweite entfaltend betrachtet werden kann, da seine diachronen Betrachtungen zum Gebrauch des generischen Maskulinums und zur ethnolektalen Sprechweise von Jugendlichen nur wenige Jahrzehnte umfassen (s. Bülow 2017: 237-299) und den Nachweis einer allgemeineren Anwendbarkeit etwa auf größere Zeiträume schuldig bleiben. Ein grundlegender Unterschied zwischen der hiesigen Arbeit und der von Bülow (2017) ist zudem, dass Bülow hinsichtlich seines evolutionären Erklärungsversuchs von Sprachwandel zwar auf Phänomene wie Selektion, Anpassungen und Ausdifferenzierungen eingeht, dabei jedoch auf eine Diskussion probabilistischer Sprachgenerierungsansätze, die hierbei hilfreich wären, verzichtet. Solange aber ein vollumfängliches Wissen um alle in ihrer Gesamtheit determinierend auf das Eintreten eines bestimmten Sprachwandels oder Sprachwandel im Allgemeinen einwirkende Faktoren und Parameter nicht vorliegt, erscheint ein nicht-probabilistisch ausgerichtetes Modell zur Beschreibung von

Auch wir wollen im Folgenden die Vorstellung von Sprache als System definieren, wobei eine einheitliche linguistische Systemtheorie allgemein anzustreben, jedoch nicht eigentliches Ziel dieser Arbeit ist (selbiges gilt für die linguistische Informationstheorie; diese Arbeit versteht sich dabei sehr wohl als Teil beider Theoriebereiche, die wohl untrennbar sind). Es sei diesbezüglich vorausgeschickt, dass es bisher nicht gelungen ist, eine einheitliche allgemeine Systemtheorie zu entwickeln (vgl. auch Bülow 2017: 88), sodass zuletzt – ähnlich wie schon hinsichtlich der Anwendung von Termini, die in dieser Arbeit aus der Biologie entlehnt wurden – eine Anpassung an den Untersuchungsgegenstand jeweils erforderlich bleibt. Dennoch versuchen wir im Folgenden möglichst grundlegende Systemdefinitionen nutzbar zu machen, die uns als Modell dienen, um spätere Ausführungen leichter nachvollziehen zu können; Modelle wiederum stellen stets Vereinfachungen dar, die eben keine vollgültigen Abbilder der Wirklichkeit sind.¹⁴⁷

Die vielfältigen Wechselbeziehungen, die bereits zwischen Individual- und Kollektivebene beobachtet werden können, zeigen, dass Sprache kein hermetisches System ist, dass sie aufgrund ihrer Grundlagen dynamisch sein muss und dass die Grenze zwischen Sprache und Nicht-Sprache etwa bei der Kognition

Sprachwandel ungeeignet und vor allem nicht dem Untersuchungsgegenstand Sprache angemessen dynamisch, es sei denn man würde Sprachwandel vollständig (d.h. hinsichtlich aller Wahrscheinlichkeiten und Wahrscheinlichkeitsverteilungen sowie der Gestalt von davon tangierten Möglichkeiten) als Zufallsprodukt erklären wollen. Zudem ist auch die biologische Evolution mindestens hinsichtlich der Entstehung von Mutationen bisher nicht vollends deterministisch erklärbar, vielmehr können hier nur Wahrscheinlichkeiten und Entwicklungsmöglichkeiten angenommen werden (s. dazu etwa Sauermost 2002b: 405-408). Ferner bleibt die Evolutionstheorie zwar ein Rahmen in derer sich Sprache gemäß dem Verständnis der hiesigen Arbeit bewegt, ist aber – anders als bei Bülow (2017) – an sich nicht Untersuchungsgegenstand, zumal wir Evolution als Prozess der Informationserhaltung und -transmission und -transformation begreifen wollen, wogegen Bülow diesbezügliche Informationsaspekte nicht explizit bespricht. Es ist zudem erneut darauf hinzuweisen, dass wir terminologisch zwischen (1.) einer Evolution im biologischen (bzw. „darwinschen“) Sinne, (2.) einer Evolution in kulturellem Sinne sowie ferner (3.) einer Sprachrevolution unterscheiden wollen, die zwar allesamt (und auch in den möglichen Zweiervergleichen) über eine gemeinsame Schnittmenge verfügen, aber eben keinesfalls als identische Prozesse begriffen werden sollten.

¹⁴⁷ Aus diesem Grunde kann und soll eine vollumfängliche Beschreibung der bisherigen Forschungsliteratur zum Systemcharakter von Sprache hier nicht erfolgen; neben der schier unüberblickbaren Menge diesbezüglicher Arbeiten und Ansätze wäre eine derartige Beschreibung nicht zielführend. Eine Beschränkung auf die Grundlagen einer linguistischen Systemtheorie erscheint im Sinne unseres Untersuchungsziels sinnvoller (hinsichtlich eines etwas umfangreicheren Überblicks dazu s. etwa Bülow 2017: 84-116).

im Zusammenhang mit dem Mentalen Lexikon nicht eindeutig zu ziehen ist, weshalb es einer Verknüpfung der jeweiligen Bereiche bzw. Systeme bedarf (vgl. auch Bülow 2017: 114) und auch die Beschreibung eines „Sprachsystems“ nur eine – zumindest zu gewissem Grade – willkürliche Grenzziehung zwischen System und Umwelt bedeuten kann.

Abschließend sei hinsichtlich der Numerusverwendung bei Individual- und Kollektivebenen in dieser Arbeit auf Folgendes hingewiesen: Grundsätzlich ist es möglich zwischen den beiden Dimensionen unter Gebrauch des Singulars zu unterscheiden; es gibt dann eine Individualebene, die alle Sprachsysteme von Individuen oder – allgemeiner formuliert – einzelne, definitorisch nicht notwendigerweise mit anderen verbundene sprachverarbeitende Systeme umfasst, und eine Kollektivebene, die alle Sprachsysteme umfasst, die durch Mikro- oder Mesosynchronisierung (gemäß Herrgen/Schmidt 2011: 29-31) aus bzw. von Sprachsystemen der Individualebene generiert werden. Auf beiden Ebenen kann eine Vielzahl von Sprachsystemen verortet sein (so gibt es etwa eine große Zahl sprachfähiger Individuen der Art *Homo sapiens* auf Individualebene und auch eine große Zahl an synchronisierten Systemen auf Kollektivebene, da diese bei jeder Konversation zwischen zwei sprachfähigen Individuen entstehen, aber auch ganze Sprachgemeinschaften als ein Sprachsystem auf Kollektivebene beschrieben werden können (innerhalb der Dimension der Kollektivebene lassen sich also auch Hierarchisierungen beobachten)). Zum Zwecke einer vereinfachten Lesbarkeit werden im Folgenden in aller Regel die Pluralformen *Individualebenen* und *Kollektivebenen* stellvertretend für *Sprachsysteme auf Individualebene* bzw. (stets abstrakte) *Sprachsysteme auf Kollektivebene* verwendet. Wenn im folgenden Unterkapitel in die Systemtheorie eingeführt wird, werden wir ferner sehen, dass das Mentale Lexikon, wie wir es bereits definiert haben, als System auf Individualebene zu verstehen ist; im Sinne einer leichteren Nachvollziehbarkeit werden wir auch hier weiterhin schlicht vom *Mentalen Lexikon* sprechen und es – wo es nicht anders kenntlich gemacht wird – als Sprachsystem auf Individualebene verstehen.

1.5.2.4 – Das Mentale Lexikon als System

Nun, da wir uns ein grundlegendes Verständnis des Mentalen Lexikons erarbeitet und uns vergegenwärtigt haben, dass das Mentale Lexikon eines Individuums mit den Mentalen Lexika anderer im Zuge von Kommunikation in Austausch treten kann, wollen wir uns jetzt an einer systemtheoretischen Einordnung all

dessen versuchen. Bei dieser Einordnung soll es in diesem Kapitel aber nicht um die Entfaltung einer vollständigen Systemtheorie für das Mentale Lexikon gehen, sondern lediglich darum, einige Grundannahmen dieser Arbeit begründet zu formulieren und auch terminologisch für Klarheit zu sorgen, sodass später darauf aufgebaut werden kann.

Rufen wir uns an dieser Stelle noch einmal ins Gedächtnis, dass wir das Mentale Lexikon als alle sprachlichen Informationen, über die der Träger des Mentalen Lexikons verfügt, umfassend begreifen wollen – es geht also um mehr als bloße lexikalische Informationen (zur Begründung dessen sei auf Kapitel 1.5.2.1 und 1.5.2.2 rückverwiesen).

1.5.2.4.1 – Grundlagen der Systemtheorie und diesbezügliche Arbeitsdefinitionen

Im vorangegangenen Kapitel ist bereits mehrfach von *Umwelt* die Rede gewesen, wobei sich jeweils aus dem Kontext ergab, dass dies dabei stets das „Andere“, etwa das Nicht-Sprachliche oder – beispielsweise bei der Betrachtung eines Individuums – das „Außerhalb“, bezeichnete. Der Terminus deutet bereits an, dass er zwei Dinge scheidet, dass er eine Abgrenzung beschreibt. Die Notwendigkeit dazu ist für die Systemtheorie grundlegend: Ihr „Problem [...] ist die Frage nach der Abgrenzung von Systemen aus einem ‚Welt-‘ bzw. ‚Allsystem‘ oder – anders formuliert – nach der Zuweisung des Systemcharakters an einen Wirklichkeitsausschnitt“ (Schweizer 1979: 37). Dieses Problem ist also in der Natur unserer Welt, unseres Universums begründet: Es kann schließlich keine hermetischen, d.h. vollständig gegen eine Umwelt abgeschlossenen Systeme außer einem großen Übersystem – mutmaßlich dem Universum – geben, zumindest keine, die für uns Menschen von Relevanz sind, da vollständige Hermetik eines Systems bedeuten würde, dass keinerlei Wechselwirkung mit allem, was außerhalb dieses Systems befindlich ist, möglich wäre – dann aber entzöge es sich unserer Wahrnehmung gänzlich und könnte auf keine Weise in Kontakt mit uns treten oder Einfluss auf uns ausüben, es wäre ein vom Universum vollständig isoliertes System, was seine Irrelevanz für uns abschließend unterstreicht. Wenn wir es im Universum aber mit Systemen zu tun haben, die allesamt direkt oder indirekt miteinander verbunden sind bzw. in Wechselwirkung miteinander stehen oder treten können, so müssen wir notwendigerweise Systeme gegeneinander abgrenzen, um nicht bei jeder Beschreibung eines systemischen Gebildes bzw. ei-

ner systemischen Struktur in die Fahrwasser einer allumfassenden Weltbeschreibung zu geraten (ganz zu schweigen von der Tatsache, dass uns das Wissen und Verständnis zu einer derartigen allumfassenden Beschreibung schlichtweg fehlt).

Aus diesem Grund ist eine Möglichkeit der Abgrenzung von Systemen in der Systemtheorie nötig; die Grenzen werden dabei zu einem gewissen Grade immer willkürlich gezogen, wie auch folgendes Beispiel verdeutlicht: Wenn das System „Sprache“ etwa eine Bezeichnung für das Tier Elefant enthält (etwa dt. *Elefant*), so ist das Vorhandensein dieser Bezeichnung im System „Sprache“ bedingt durch die Existenz des Bezeichneten in der Fauna. Sollte man diese dann vielleicht ebenfalls zum System „Sprache“ zählen? Kaum jemand würde dies wohl bejahen. Was aber ist mit unserem Wahrnehmungs- und Kognitionsapparat? Dieser nimmt die Information, dass da ein solches Tier ist, für welches wir eine Bezeichnung benötigen könnten, auf und vermittelt sie schließlich an das System „Sprache“, sodass es etwa zu einer Aufnahme der lexikalischen Einheit dt. *Elefant* ‚Elefant‘ in das Mentale Lexikon kommen kann. Sprachliche Ausdrücke werden im Übrigen physikalisch, d.h. im Allgemeinen akustisch (gesprochen) oder optisch (geschrieben), geäußert, können aber auch schlicht gedacht, d.h. kognitiv repräsentiert werden. Ist ein gesprochener, d.h. akustisch enkodierter Ausdruck noch Teil des Systems „Sprache“? Ist das Denken Teil dieses Systems? Gerade, wenn man an die Forschungsdebatten zur sprachlichen Relativitätstheorie nach Whorf, die im vorangegangenen Kapitel bereits thematisiert wurde, denkt, wird deutlich, dass derartige Fragen durchaus unterschiedlich beantwortet werden können – und der Grund hierfür liegt unter anderem im jeweiligen Zuschnitt des Wirklichkeitsbereichs, den man dem System „Sprache“ zuschreibt. Nichtsdestoweniger muss man selbstverständlich konstatieren, dass Systeme wie die Fauna, der menschliche Wahrnehmungs- und Kognitionsapparat und Sprache – sofern man all dies überhaupt als System bezeichnen will – jeweils anderen Regelmäßigkeiten und Strukturen unterliegen, sodass eine systemtheoretische Abgrenzung hierbei nicht ausschließlich – aber dennoch zu einem gewissen Grade – willkürlich sein kann, sondern durchaus begründbar ist. Die Abgrenzung eines Systems ist also zuletzt auch Voraussetzung für die Existenz desselben Systems – oder wie etwa Niklas Luhmann es formulierte: Grenzerhaltung ist Systemerhaltung (vgl. Luhmann 1987: 35).

An dieser Stelle sollten wir nach den bisherigen Annäherungen jedoch zu einer Definition des Terminus *System* kommen, die wir insbesondere in Anlehnung an die Arbeiten von Arthur Hall und Robert Fagen (1956) sowie die deutschsprachigen Arbeiten von Harro Schweizer (1979) und Niklas Luhmann (1987) formulieren wollen. Schweizer etwa schlägt vor, „unter ‚System‘ [...]“

ein[en] relativ einheitliche[n], ganzheitliche[n], der Abstraktion und Idealisierung unterworfenen Teil der Wirklichkeit zu fassen, der in seinen charakteristischen Merkmalen über einen gewissen Zeitabschnitt konstant bleibt“ (Schweizer 1979: 37).

Die Unterwerfung unter „Abstraktion und Idealisierung“ deutet hierbei bereits auf die soeben diskutierte Willkür der Grenzziehung hin, die Konstanz „charakteristische[r] Merkmale[.] über einen gewissen Zeitabschnitt“ ist jedoch kritisch zu hinterfragen. Immerhin ist es nicht zu leugnen, dass nicht-hermetische Systeme dynamisch, d.h. veränderlich sind: Sprache kann sich wandeln, ein Lebewesen altern, schließlich sterben. Die Frage, welche Merkmale dabei charakteristisch sind und nach Schweizer konstant sein müssen, ist im Detail schwierig zu beantworten, jedoch deutet Schweizer diese Unsicherheit bereits selbst an, wenn er von einem „gewissen Zeitabschnitt“ spricht, da er damit selbst die Möglichkeit der Veränderlichkeit der „charakteristischen Merkmale[.]“ eingesteht. Der zeitliche Zuschnitt einer Systembetrachtung ergibt sich vielmehr aus der Tatsache, dass wir als Beobachter keine zeitlich umfassende Systembeschreibung liefern können: Nimmt man etwa eine tiefe Homologie für Sprache an, d.h., dass die genetischen Voraussetzungen zur Entwicklung von Sprache evolutionsbiologisch betrachtet derart früh entstanden sind, dass sie auch in vielen anderen, nicht-menschlichen Lebewesen vorhanden sind, dort aber nie zur selben Ausprägung wie beim Menschen kamen (s. dazu etwa Fitch 2010), so könnte man dem menschlichen Sprachsystem unter Umständen auch jene akustischen Verständigungssysteme zurechnen, die unsere Vorfahren vor fünf, zehn oder gar fünfzig Millionen Jahren verwendet haben mögen, wobei ein Blick in die Welt anderer Primaten schnell deutlich macht, dass wir es dabei mit einem völlig anderen (oft weniger komplexen) Systemaufbau zu tun haben dürften – sind die charakteristischen Merkmale von Sprache dann etwa auf Lautäußerungen, die mit Inhalten verbunden sind beschränkt? Dann ist zu bedenken, dass auch ein Donner auf einen Blitz und ein Gewitter verweist. Wieder fällt also auf, dass Grenzziehungen in der Systemtheorie notwendig, aber mitunter willkürlich sind – und dies betrifft eben auch die zeitliche Dimension, was letztlich eine gewisse Konstanz „charakteristische[r] Merkmale[.]“ bewirken mag, diese jedoch nicht – wie Schweizer es suggeriert – zentral für den jeweiligen Systemcharakter sein kann, sofern man Systeme als dynamisch annimmt, wofür hier aus bereits genannten Gründen eindeutig plädiert sei. Die „Abstraktion und Idealisierung“ betrifft also den Zuschnitt des Systems durch uns als Systembetrachter, nicht aber die „Wirklichkeit“ bzw. tatsächliche Gestalt dessen, was wir als ein bestimmtes (abgegrenztes) System definieren.

Erweitern wir nun die vorgestellte Definition Schweizers um die von Hall und Fagen (1956), nach der ein System ein Gebilde aus Elementen und den Beziehungen bzw. Relationen, die zwischen den Elementen bestehen, sowie den Eigenschaften, die den Elementen innewohnen, darstellt (vgl. Fagen/Hall 1956: 18).¹⁴⁸ Elemente können dabei nicht-weiterzerlegbare Einheiten sein (so etwa ein Phonem im Sprachsystem), aber auch ihrerseits Systeme darstellen (man denke beispielsweise an Syntax oder das geregelte Ablautsystem der germanischen Sprachen). Ist letzteres der Fall, kann man etwa mit Schweizer von *Elementarsystemen* sprechen. Allerdings geht Schweizer selbst davon, dass dies auf jedes Element zutrifft, da zwischen Elementen stets Wechselwirkungen bestehen (vgl. Schweizer 1979: 38); davon wollen wir jedoch der terminologischen Einfachheit wegen Abstand nehmen und ein derartiges Phänomen eher unter Relation zwischen Elementen nach Fagen und Hall (1956) fassen (dies erleichtert im weiteren Verlauf etwa auch die systemtheoretische Einordnung von semantischen Relationen in Sprache).¹⁴⁹

Das Entscheidende an der Definition nach Fagen und Hall ist, dass sie uns auf die Bedeutung von Relationen zwischen Elementen hinweisen – so sind etwa ausgeprägte semantische Relationen eines sprachlichen Zeichens ein Faktor, der sich positiv auf dessen Verwendungshäufigkeit auswirken kann (hierbei sei an die bereits diskutierten Wortassoziationstests erinnert). So erklärt Luhmann (1987) ferner, dass

„Elemente [zwar] gezählt [werden können] und die Zahl der mathematisch möglichen Relationen zwischen Elementen [...] auf Grund ihrer Zahl errechnet werden [kann, dass aber d]ie Zählung [...] die Beziehungen zwischen Elementen auf einen quantitativen Ausdruck [reduziert]. Qualität gewinnen Elemente nur dadurch, daß sie relational in Anspruch genommen, also aufeinander bezogen werden“ (Luhmann 1987: 41f).

¹⁴⁸ Im englischsprachigen Original heißt es: „A system is a set of objects together with relationships between the objects and between their attributes. [...] Attributes are properties of objects“ (Fagen/Hall 1956: 18).

¹⁴⁹ Schweizers Verständnis des Terminus *Elementarsystem* scheint zudem einen Schritt zu überspringen, wenn er von Systemen spricht, die aus Elementarsystemen zusammengesetzt sind (vgl. Schweizer 1979: 38), da diese „Elementarsysteme“ von der Warte eines übergeordneten Systems aus eben nur Elemente selbigen sind. Zum Zwecke einer größerer terminologischen Klarheit wollen wir im Folgenden unter dem Terminus *Elementarsystem* tatsächlich nur das System verstehen, das ein Element eines übergeordneten Systems bildet; in seiner Gesamtheit bleibt bei Betrachtung des übergeordneten Systems der Elementcharakter das Entscheidende, sodass wir hierbei besser von *Element mit Systemcharakter* sprechen sollten.

Die Bedeutung eines Elements für das System, dem es zugeordnet ist, wird also im Wesentlichen von der Zahl und dem Grad der tatsächlichen Inanspruchnahme der Relationen bestimmt, die das entsprechende Element unterhält. Zudem ist die Verbindung bzw. Organisation von Elementen innerhalb eines Systems auch als Teil der systeminternen Systemkonstitution zu verstehen, zumindest insofern als Elemente innerhalb eines Systems notwendigerweise miteinander direkt oder indirekt in Kontakt stehen (vgl. Schweizer 1979: 37).¹⁵⁰

Kommen wir eingedenk dieser Erkenntnisse nun auf die Frage nach der *Umwelt* zurück. Nach Fagen und Hall ist die *Umwelt*¹⁵¹ eines Systems ein Gebilde von allen Elementen, deren Veränderung (hinsichtlich ihrer Eigenschaften) das System beeinflusst und auch der Elemente, deren Eigenschaften durch das Verhalten des Systems veränderbar sind (vgl. Fagen/Hall 1956: 20).¹⁵² Luhmann beschreibt dies weiterhin so, dass die „Umwelt [...] ihre Einheit erst durch das System und nur relativ zum System [erhält]. [...] Sie ist für jedes System eine andere, da jedes System nur sich selbst aus seiner Umwelt ausnimmt“ (Luhmann 1987: 36). Daraus ergibt sich jedoch auch, dass die Umwelt an sich nicht als System betrachtet werden kann (vgl. Luhmann 1987: 36), sehr wohl aber als Teil eines „Allsystems“ und als etwas, das aus Systemen besteht, sodass „man zwischen der *Umwelt* eines Systems und *Systemen in der Umwelt* dieses Systems unterscheiden muß“ (Luhmann 1987: 36f). Die Beziehung bzw. das Einwirken von System und Umwelt aufeinander ist dabei wechselseitig (vgl. Luhmann 1987: 37) und weil die Systeme in der Umwelt eines Systems allesamt direkt oder indirekt in Wechselwirkung miteinandertreten, sei alles, was nicht als einem System zugehörig definiert wird, als Teil der Umwelt des fraglichen Systems verstanden (die Existenz

¹⁵⁰ Dies bedeutet jedoch nicht, dass Elemente eines Systems nicht auch in Kontakt zu Elementen der Umwelt ihres Systems treten können, worauf im Folgenden noch näher eingegangen werden wird.

¹⁵¹ Es sei darauf hingewiesen, dass Fagen und Hall von engl. *environment* sprechen (vgl. Fagen/Hall 1956: 20), was Schweizer mit *Umgebung* übersetzt (vgl. Schweizer 1979: 37), sich aber unter anderem bei Luhmann als *Umwelt* findet. Alle drei Ausdrücke meinen dabei im Sinne der Systemtheorie dasselbe; im Rahmen einer deutschsprachigen Arbeit wollen wir nicht von *environment* sprechen und bei *Umwelt* bleiben, da dieser Terminus einerseits konventionell als inhaltlich größer angelegt wirkt als der der *Umgebung*, die eher eine (direkte) Nähe zum System impliziert, was inhaltlich jedoch nicht gemeint ist, und andererseits Luhmanns systemtheoretische Ausführungen wohl größeren Einfluss auf die Systemforschung entfaltet haben als die Schweizer, sodass Luhmanns Terminus hier sowohl aus inhaltlichen als auch aus pragmatischen Gründen der Vorzug gegeben wird.

¹⁵² Im englischsprachigen Original heißt es: „For a given system, the environment is the set of all objects a change in whose attributes affect the system and also those objects whose attributes are changed by the behavior of the system“ (Fagen/Hall 1956: 20).

von relevanten hermetischen Systemen außer einem etwaigen „Allsystem“ haben wir bereits ausgeschlossen).

Die Unterscheidung zwischen *System* und *Umwelt* trägt also der Notwendigkeit der Abgrenzung Rechnung und kann als fachlicher Konsens erachtet werden (vgl. Luhmann 1987: 35). Dabei sind die Grenzen zwischen System und Umwelt aber in einer Doppelfunktion zu verstehen: der Trennung und der Verbindung (vgl. Luhmann 1987: 52).

„Diese Doppelfunktion läßt sich an Hand der Unterscheidung von Element und Relation verdeutlichen [...]. Elemente müssen, wenn Grenzen scharf definiert sind, entweder dem System oder dessen Umwelt zugerechnet werden. Relationen können dagegen auch zwischen System und Umwelt bestehen. Eine Grenze trennt also Elemente, nicht notwendigerweise auch Relationen“ (Luhmann 1987: 52).

Systemgrenzen stellen demnach sowohl Öffnungen zur als auch Abschluss gegen die Umwelt dar (vgl. Luhmann 1987: 52) und „markieren [...] keinen Abbruch von Zusammenhängen“ (Luhmann 1987: 35). Systeme sind daher grundsätzlich – in größerem oder kleinerem Maße – offen und, weil sie das sind, können Veränderungsprozesse in der Umwelt eines (definierten) Systems auch Veränderungen des Systems selbst nach sich ziehen, was zur dynamischen Systemtheorie führt, nach der die Entwicklung (eines Systems) ein sich wiederholender Prozess ist, in dem der jeweils folgende Zustand eines Systems eine Modifikation seines Vorgängerzustands darstellt (vgl. Bot 2014: 139)¹⁵³ – eine Definition, die etwa Bülow als „Herzstück der C[omplex Dynamic Systems Theory]“ (Bülow 2017: 103) bezeichnet. Dass Derartiges etwa bei Sprachwandel beobachtet werden kann, darf als anerkannte Tatsache gelten und wir werden im weiteren Verlauf dieser Arbeit noch verschiedene Beispiele dafür diskutieren, die deutlich machen, wie im Zuge diachroner Entwicklung einer Sprache neue Sprachzustände aus älteren generiert bzw. die älteren zu neueren transformiert werden. Bei derartigen Prozessen muss man eingedenk bleiben, dass Systeme im Wechselspiel mit ihrer Umwelt bzw. Systemen in der Umwelt stehen und sich im Rahmen dieses Wechselspiels zu entwickeln vermögen.

Es sei nun noch knapp auf den Terminus *Selbstreferenz* eingegangen, durch den Luhmann schließlich das System selbst weiter in das Zentrum des Interesses rückt, während er die Rolle des Beobachters scheinbar reduziert:

¹⁵³ Im englischsprachigen Original heißt es: „Development is an iterative process in which the next phase is a modification of the previous one“ (Bot 2014: 139).

1 – Einleitung

„Der Begriff Selbstreferenz bezeichnet die Einheit, die ein Element, ein Prozeß, ein System für sich selbst ist. ‚Für sich selbst‘ – das heißt: unabhängig vom Zuschnitt der Beobachtung durch andere“ (Luhmann 1987: 58).¹⁵⁴

Weiter heißt es, ein

„System [können] als selbstreferentiell bezeichne[t werden], wenn es die Elemente, aus denen es besteht, als Funktionseinheiten selbst konstituiert und in allen Beziehungen zwischen diesen Elementen eine Verweisung auf die Selbstkonstitution mitlaufen läßt, auf diese Weise die Selbstkonstitution also laufend reproduziert“ (Luhmann 1987: 59).

Dazu gehört auch die

„These der indirekten Selbstreferenz der Elemente: Die Elemente ermöglichen eine über andere Elemente laufende Rückbeziehung auf sich selbst [...]. Selbstreferentielle Systeme sind auf der Ebene dieser selbstreferentiellen Organisation *geschlossene* Systeme, denn sie lassen in ihrer Selbstbestimmung keine anderen Formen des Prozessierens zu“ (Luhmann 1987: 60).

Die indirekte Selbstreferenz von Elementen erinnert bereits stark an die Möglichkeiten der Verbindung unterschiedlicher Bedeutungen durch semantische Relationen, auf die wir später noch zu sprechen kommen werden. Nach Luhmann können also Relationen zwischen Elementen eines Systems durch das System selbst reproduziert werden, d.h. das System erhält sich selbst und kann sich selbst (wieder)herstellen, ist rekursiv (vgl. Luhmann 1987: 59-61); damit knüpft er an Arbeiten von Humberto Maturana und Francisco Varela an, die derartiges unter Einführung des Begriffs der *Autopoiesis* für lebende Systeme behaupten (s. dazu etwa Maturana/Varela 1987).¹⁵⁵

Es ist abschließend wichtig, darauf hinzuweisen, dass Selbstreferenz und Autopoiesis von Systemen in keinem Widerspruch zu deren Umweltoffenheit stehen (vgl. Luhmann 1987: 63f), da die von Luhmann behauptete Geschlossenheit

¹⁵⁴ Wir werden später noch sehen, wie bedeutend ein außerhalb eines zu beobachteten Systems stehender Beobachter für das linguistische Rezessivitätsmodell ist. Nichtsdestoweniger kann ein System durchaus auch als Beobachter von sich selbst gelten, also sich selbst „messen“ bzw. wahrnehmen, sodass aus Luhmanns Annahme kein Widerspruch zum linguistischen Rezessivitätsmodell entsteht.

¹⁵⁵ Reflexe dessen mögen sich auch in Arbeiten wie jenen von George van Driem erkennen lassen, in denen behauptet wird, Sprache sei als Lebewesen zu betrachten (s. dazu etwa Driem 2003, 2008 u. 2015); hierauf werden wir am Ende dieser Arbeit in Kapitel 6 noch zu sprechen kommen.

selbstreferenzieller Systeme eben nur für die selbstreferenziellen Aspekte behauptet wird, die angesichts der Dynamik von Systemen alles andere als dauerhafte, ewige Gültigkeit beanspruchen können (es sei noch einmal an den bereits formulierten Ausschluss hermetischer Systeme – abgesehen von einem „Allsystem“ oder dem Menschen unbekannte und dauerhaft unzugänglichen Systemen – verwiesen).

1.5.2.4.2 – Eine systemtheoretische Einordnung des Mentalen Lexikons

Wenn wir von diesen systemtheoretischen Erkenntnissen allgemeinerer Natur nun zurück zur Betrachtung des Mentalen Lexikons auf der Individualebene bzw. des abstrakt und modellhaft gedachten Lexikons einer Einzelsprache auf der Kollektivebene und deren Verbindung kehren, so lassen sich diesbezüglich einige Zusammenhänge terminologisch präziser formulieren. Die folgenden Feststellungen stellen somit vor allem eine Zusammenfassung und Zusammenführung der zuvor erarbeiteten Erkenntnisse dar.

Zunächst ist festzuhalten, dass die Grenzen des Mentalen Lexikons, wie bereits mehrfach deutlich wurde, notwendigerweise zu einem gewissen Grade willkürlich gezogen sind, was sich aber vor allem in Detailfragen zeigt und daher in vielen Fällen ignoriert werden kann, ohne der wissenschaftlichen Genauigkeit Abbruch zu tun. Des Weiteren definiert die Grenzziehung einerseits das System „Mentales Lexikon“ und andererseits dessen Umwelt, die alles umfasst, was nicht Teil besagten Systems ist. Wenn wir das Mentale Lexikon also als Speicher- und ersten Repräsentationsort allen sprachlichen Wissens eines Individuums verstehen, es also sowohl lexikalisches als auch grammatisches oder phonologisches Wissen umfasst (s. dazu Dietrich/Gerwien 2017: 25), einen Teil des Langzeitgedächtnisses darstellt (Schwarz 2008: 105), und daher von zentraler Bedeutung für Prozesse des Sprachverstehens und der Sprachproduktion ist, so können wir es etwa als System von den menschlichen Wahrnehmungsapparaten scheiden, aber auch von denen, die Wahrnehmbarkeit (etwa akustischer oder visueller Natur) nach außen ermöglichen. In diesem Sinne sind Gesprochenes oder Geschriebenes nicht als Teil des Systems des Mentalen Lexikons zu verstehen; die Verbindung zwischen ihnen und dem Mentalen Lexikon besteht darin, dass Information aus dem System des Mentalen Lexikons durch Vermittlungssysteme (wie z.B. dem Artikulationsapparat) systemextern wahrnehmbar werden, sprachliches Wissen also in enkodierter Form außerhalb eines Mentalen Lexikons (zwi-

schen)gespeichert wird. Zur adäquaten Dekodierung dieser (beispielsweise lautlich enkodierten) Informationen bedarf es wiederum eines Vermittlungssystems (wie z.B. dem Hörapparat), um die Informationen in dasselbe – d.h. mit dem sendenden identische – System (also das sendende Mentale Lexikon) oder ein fremdes System (etwa das Mentale Lexikon eines anderen, empfangenden Individuums) einzuspeisen. Auf diese Weise lässt sich auch das bereits angeführte Beispiel des Elefanten systemtheoretisch beschreiben: Sieht jemand einen Elefanten, so wird diese optische Information über den Sehapparat ins Gehirn eingespeist, wo es unter anderem im Mentalen Lexikon des Sehenden die Bildung einer lexikalischen Einheit zur Folge haben kann, die das Gesehene als Inhalt (Bedeutung, Merkmale, Konnotationen usw.) mit einem Ausdruck verknüpft. Der real existierende Elefant könnte dabei einerseits als Teil der Fauna, seine optische Encodierung (Gestalt) andererseits als Teil der optischen Welt begriffen werden, was beides je als System interpretierbar wäre. Auch in diesem Fall findet also über eine Vermittlungsinstanz eine Wechselwirkung des Systems des Mentalen Lexikons mit einem System (oder mehreren) aus dessen Umwelt statt.

Man kann das Mentale Lexikon demzufolge mit einer Vielzahl von Systemen in dessen Umwelt in Verbindung sehen – und zwar nicht nur natürlichen: Schon der einfache Verweis auf die kognitive Verarbeitung von technisch gespeicherten und technisch geäußerten Tonaufnahmen oder auf Geräte mit Sprachsteuerungsmodulen macht dies deutlich (derartige Geräte ließen sich wiederum gemäß Dawkins Terminologie als Teil des erweiterten Phänotyps des *Homo sapiens* bezeichnen).

Das Mentale Lexikon ist also nicht hermetisch abgeschlossen. Des Weiteren müssen wir es uns zudem als ein dynamisches, also veränderliches und sich tatsächlich veränderndes System vorstellen. Begründende Beispiele hierfür wurden bereits mehrfach genannt und werden sich im Laufe dieser Arbeit noch weiterhin anhäufen, nämlich immer dann, wenn es um Sprachwandel geht. Die ebenfalls schon angesprochene Möglichkeit der entwicklungsgeschichtlichen Verbindung menschlicher Sprache mit tierischer Lautsprache und der Annahme einer diesbezüglichen tiefen Homologie (s. Fitch 2010) macht überdies deutlich, dass man keinesfalls davon ausgehen sollte, dass sich das System des Mentalen Lexikons schon immer derart komplex darstellte, wie es beim *Homo sapiens* heute zu beobachten ist, und dass man in diesem Zusammenhang nicht nur die Veränderlichkeit systeminterner Strukturen (wie im Rahmen phonologischen, lexikalischen oder syntaktischen Wandels), sondern auch des Zuschnitts des Systems, d.h. seiner Abgrenzung zur Umwelt, konstatieren kann.

Wenn wir nun das Mentale Lexikon nach seiner Selbstreferenz befragen, werden wir feststellen, dass schon die Möglichkeit der Rekursivität, also der

Kombinierbarkeit sprachlicher Elemente – d.h. Elemente des Systems des Mentalen Lexikons – in einer Weise, die unendlich viele Möglichkeiten eröffnet (vgl. Linke et al. 2004: 9), den Selbstbezug deutlich macht, aber auch die Bezüge, die ohne äußere Einwirkung im Rahmen der Wortbildung in Form semantischer Relationen hergestellt werden können.¹⁵⁶ Ein Ausdruck wie dt. *Ehefrau* verweist aufgrund seiner Bestandteile dt. *Ehe-* und dt. *-frau* und deren jeweiligen, konventionell zugeordneten Bedeutungen auf einen Ausdruck dt. *Ehemann*, weil dessen Bestandteile mit denen von dt. *Ehefrau* in semantischer Relation stehen bzw. es als Ganzes mit dt. *Ehefrau* in semantischer Relation steht. Würde man an die jeweiligen Konventionen des Gegenwartsdeutschen anschließend einen Ausdruck dt. **Sofafrau* bilden und einen wie dt. **Sofamann*, so wäre zwischen beiden Ausdrücken aufgrund der ihren Bestandteilen konventionell zugeordneten Bedeutungen wieder eine semantische Relation zwischen den Ausdrücken und ihren Inhalten hergestellt und zwar ohne, dass man dies als Sender oder Empfänger noch aktiv unterstützen müsste.¹⁵⁷ Dieses „Eigenleben“ der semantischen Relation gründet auf einer bestehenden Konvention und semantischen Relation, die auf den (konventionellen) Bedeutungen von dt. *Mann* und dt. *Frau* fußt, sich aber auch bei Wortbildungen fortführt¹⁵⁸ und zuletzt als Selbstreferenz mit der Folge einer Selbstreproduktion bzw. Autopoiesis begreifen lässt.¹⁵⁹ Das Mentale Lexikon kann also auch als autopoietisches System betrachtet werden.

Kommen wir abschließend noch auf die Frage nach dem Verhältnis zwischen dem System des Mentalen Lexikons eines Individuums und dem des Lexikons der Einzelsprache, deren Sprachgemeinschaft das betreffende Individuum ange-

¹⁵⁶ Im Rahmen einer Arbeit, die sich begründet darum bemüht, aufzuzeigen, dass es viele Gründe gibt, menschliche Sprache als weniger „einzigartig“ zu betrachten, wie es gemeinhin getan wird, lohnt es, an dieser Stelle darauf hinzuweisen, dass etwa eine ornithologisch-linguistische Studie nachgewiesen haben will, dass auch Stare wie der Europäische Star (*Sturnus vulgaris*) in ihrem Gesang zur Rekursion fähig sind (s. Fenn et al. 2006).

¹⁵⁷ Gemäß der später noch zu entwickelnden Terminologie würden wir sowohl dt. **Sofamann* als auch dt. **Sofafrau* als primär rezessiv im Lexikon des Gegenwartsdeutschen (d.h. einer Kollektivebene des Deutschen) begreifen, sie also als bereits im Sprachsystem (rezessiv) vorhanden annehmen.

¹⁵⁸ Denkbar wären hierbei auch Adjektive wie dt. **gemüsemännlich* oder dt. **gemüsefraulich*, bei denen ebenfalls unweigerlich eine semantische Relation bestünde und zwar unabhängig davon als wie absurd man die aufgrund bestehender Konventionen aus den Bestandteilen herleitbare Bedeutung zu beiden Ausdrücken bewerten mag.

¹⁵⁹ Siehe hinsichtlich eines derartigen „Eigenlebens“ im Zusammenhang mit Wortbildung etwa Laca 1986: 129f u. 598f, worauf an späterer Stelle aber noch detaillierter eingegangen werden wird.

hört, zu sprechen. Hierbei können wir vielfach auf triviales und allgemein anerkanntes Wissen der Linguistik zurückgreifen und dieses knapp systemtheoretisch bewerten; insbesondere auf die Durchsetzung von Sprachwandel wird im Laufe dieser Arbeit noch detailliert eingegangen werden, andere Aspekte wurden bereits thematisiert, wieder andere können als allgemeiner Kenntnisstand in der Linguistik vorausgesetzt werden. Die systemtheoretischen Beurteilungen basieren auf den bisherigen Darstellungen der Systemtheorie, auf deren dabei zitierte Literatur hiermit erneut verwiesen sei.

Dass das Lexikon einer Einzelsprache etwas Abstraktes und Schwerfassbares ist, steht außer Frage, denn wir können es entweder als Gesamtheit sprachlicher Konvention einer Sprachgemeinschaft (was angesichts der Rolle von Konventionalität für sprachliche Kommunikation die zu präferierende Lesart ist) oder als Gesamtheit allen innerhalb einer Sprachgemeinschaft vorhandenen Wissens begreifen. In ersterem Fall könnte man das Lexikon einer Einzelsprache als gemeinsame Schnittmenge der Gestalt und Organisation der Mentalen Lexika aller der jeweiligen Sprachgemeinschaft anhörenden Individuen bezeichnen; im zweiten Falle wäre das Lexikon der Einzelsprache eine Menge umfassend die Mentalen Lexika aller Individuen, die der jeweiligen Sprachgemeinschaft angehören (der leichteren Verständigung wegen wollen wir im Folgenden vom Lexikon der Kollektivebene und den Lexika der Individualebene einer Sprachgemeinschaft sprechen). In beiden Fällen konstituiert sich das Lexikon der Kollektivebene also aus Informationen, die den Lexika der Individualebene entstammen (es sei an das Synchronisierungsmodell nach Herrgen und Schmidt (2011) erinnert). Man kann dementsprechend die abstrakte Kollektivebene als ein der Individualebene übergeordnetes System bezeichnen und findet sogleich Selbstreferenz und Autopoiesis (nach Luhmann) vor, wenn man sich bewusst macht, dass nicht nur die Lexika der Individualebene das der Kollektivebene konstituieren, sondern der Prozess auch entgegengesetzt verlaufen kann: So können sprachliche Konventionen der Kollektivebene in das Mentale Lexikon eines Individuums übernommen werden (ein Vorgang, der – wie bereits gesehen – zentral für den Spracherwerb beim Menschen ist); dabei sind sprachliche Konventionen als *Images* von Kollektivenebenen stets auf Individualebene gespeichert.

Die Kollektivebene basiert jedoch zunächst nur auf Kontakten von Systemen der Individualebene: Einzelne Mentale Lexika unterschiedlicher Individuen, die derselben Sprachgemeinschaft angehören, treten miteinander in Wechselwirkung, wenn die entsprechenden Individuen miteinander kommunizieren; dabei können sprachliche Konventionen hervorgebracht werden, die immer kennzeichnend für die Kollektivebene sind (hierbei sei an den bereits eingeführten Synchronisierungsbegriff nach Herrgen und Schmidt, der einen „Abgleich von

Kompetenzdifferenzen im Performanzakt mit der Folge einer Stabilisierung und/oder Modifizierung der beteiligten aktiven und passiven Kompetenzen“ (Herrgen/Schmidt 2011: 28) meint, erinnert). Die Kollektivebene wird hier also im Kontakt zweier oder mehrerer Mentaler Lexika miteinander generiert – bzw. genauer: sie wird jedes Mal neu generiert – und ist diesbezüglich erstens erweiterbar, je mehr Mentale Lexika sich anschließen bzw. an einer Kommunikation beteiligen, und zweitens ihrem Wesen nach instabil; ebenso ist denkbar, dass sich mehrere derartige Kollektivebenen zu einer größeren zusammenschließen (immerhin tritt innerhalb einer Sprachgemeinschaft für gewöhnlich nicht jedes Individuum mit allen anderen, die derselben Sprachgemeinschaft angehören, in direkten Kontakt); dies wird durch Images von Kollektivebenen ermöglicht, die die Individuen in sich tragen, erweitern und weitergeben können. Das Lexikon einer Einzelsprache kann also nur dann als relativ stabile Einheit betrachtet werden, wenn man idealisierend alle Kollektivebenen, die innerhalb einer Sprachgemeinschaft aufkommen, gleichschaltet, andernfalls besteht permanente Veränderung seines Umfangs und seiner Organisation in einer wissenschaftlich nicht mehr klar fassbaren Weise. Im Folgenden wollen wir in diesem Sinne *Kollektivebene*, wo nichts anderes erklärt wird, als Kollektivebene einer Sprachgemeinschaft verstehen, meinend, dass alle Individualebenen einer Sprachgemeinschaft miteinander in direkter oder indirekter Wechselwirkung miteinander stehen (auch in diesem Fall findet also keine Idealisierung der tatsächlichen Gestalt des Beschreibungsobjekts statt, sondern lediglich eine Idealisierung im Hinblick auf die von uns vorgenommene Eingrenzung desselben); eine Sprachgemeinschaft ist wiederum ein bis zu einem gewissen Grade willkürlich gegen eine Umwelt abgegrenztes System, dessen Angehörige als Elemente des Systems zu verstehen sind, die in (direkter oder indirekter) Relation zueinander stehen.

Sprachwandel setzt sich innerhalb einer Sprachgemeinschaft schrittweise von einem Mentalen Lexikon zum andern durch; es kann aber als allgemein anerkannt betrachtet werden, dass Sprachwandel entweder erst dann als vollendet angesehen wird, wenn er die Kollektivebene derart erfasst hat, dass eine relevante Mehrheit der Angehörigen einer Sprachgemeinschaft die entsprechende Veränderung (d.h. Transformation ihres Mentalen Lexikons bzw. von Teilen davon) übernommen hat, oder dass er erst über ein derartiges Erfassen der Kollektivebene in die Lage versetzt wird, sich in höherem Tempo auszubreiten und schließlich idealerweise in alle Lexika der Individualebene der entsprechenden Sprachgemeinschaft Eingang findet (s. hierzu auch die späteren Ausführungen zur Lexikalisierung in dieser Arbeit und diesbezüglich etwa Gévaudan 2007: 49-

53). Allerdings kann es trotz begonnener Ausbreitung eines Sprachwandels dennoch zu dessen Rückgang kommen: Eine begonnene Ausbreitung ist bekanntlich alles andere als eine Durchsetzungsgarantie. Systemtheoretisch bleibt die Ausbreitung von Sprachwandel grundsätzlich als Form des Informationsaustauschs bzw. der Wechselwirkung zwischen zwei oder mehr Systemen – d.h. hier konkret: Mentalen Lexika – zu bewerten.¹⁶⁰

Es bleibt festzuhalten, dass ein – als abstrakt und modellhaft zu verstehendes – Lexikon der Kollektivebene im Rahmen von Wechselwirkungen zweier oder mehrerer Lexika der Individualebene jedes Mal neu generiert wird und insofern nur aufgrund einer Idealisierung als „stabil“ bezeichnet werden kann; vielmehr ist es genauer als ständigem Wandel unterworfen zu beschreiben – ein Kennzeichen eines dynamischen Systems (der Faktor der Zeit spielt hierbei also eine nicht zu unterschätzende Rolle). Wir müssen uns im Folgenden also bewusst sein, dass im wissenschaftlichen Diskurs eine Kollektivebene für gewöhnlich etwas Idealisiertes darstellt (eine Vereinfachung zur Erleichterung der Verständigung). Da das Lexikon der Kollektivebene durch Lexika der Individualebene generiert wird, die nicht hermetisch sind, kann es ebenfalls nicht als hermetisch gelten (was sich wiederum positiv auf die Dynamik auswirkt); zudem ist es demnach als Produkt des Kontaktes eines Systems mit Systemen in dessen Umwelt zu charakterisieren (da ein Mentales Lexikon mit anderen Mentalen Lexika, die notwendigerweise der Umwelt des ersten angehören, in Kontakt tritt).¹⁶¹ Bei der Systembetrachtung eines Lexikons der Kollektivebene sind die Lexika der Individualebene als dessen Systemelemente zu betrachten, die Wechselwirkungen zwischen diesen Elementen wiederum als Relationen, woraus sich eine Lesart ergibt, nach der in letzter Konsequenz kommunikative Kontakte sprachlicher Natur zwischen zwei oder mehr Individuen als Relationen zu interpretieren sind, die ebenso gemeinsam mit den Mentalen Lexika der betreffenden Individuen einen Teil der Systemkonstitution des Lexikons der Kollektivebene darstellen (hierbei wäre darüber hinaus noch etwa die Abgrenzung gegen eine Umwelt zu berücksichtigen). Es wird dabei einmal mehr ersichtlich, dass man sich Perspek-

¹⁶⁰ Dem Ausbreitungsvorgang nach kann ein Sprachwandel durchaus in gewisser Hinsicht mit einer Infektionskrankheit verglichen werden.

¹⁶¹ Ob man diesen Kontakt als direkt oder als indirekt betrachtet, hängt unter anderem davon ab, ob man Vermittlungsinstanzen zwischen den miteinander in Kontakt tretenden Mentalen Lexika bzw. Systemen (so etwa bei lautsprachlicher Kommunikation die Vermittlungsinstanzen in Gestalt des Artikulations- und des Hörapparats eines Menschen) als eigene Systeme auffasst oder als Teil des Systems eines Mentalen Lexikons (diese Problematik wurde in diesem Kapitel bereits diskutiert).

tivitätsveränderungen bewusst sein muss, die sich ergeben, wenn man in Systembetrachtungen zwischen dem System eines Lexikons einer Kollektivebene und den Systemen der Lexika von Individualebenen wechselt.

Es hat sich gezeigt, dass systemtheoretische Betrachtungen im Zusammenhang mit Sprache geeignet sind, einige Sachverhalte zu verdeutlichen, die zuvor weniger klar umrissen werden konnten. Aus diesem Grunde werden sich die Darlegungen dieses Kapitels im weiteren Verlauf als hilfreiche konzeptuelle Unterstützung erweisen, um die durchaus komplexen Zusammenhänge, die menschliche Sprache ausmachen und die im Folgenden untersucht werden, strukturierter und somit – hoffentlich – besser verstehen zu können.